Paed. Pr.
3869
-4-

Paed. Pr. 3869/4

<36633707440011

<36633707440011

Bayer. Staatsbibliothek

Paed. Pr.
3869.
4.

Volks= und Jugendbibliothek.



Marcell,
der brave Sohn.

Angela,
die brave Tochter.

Zwei Erzählungen
für die Jugend.

Von
Maria Lenzen,
geb. Sebregondi.

Zweite Auflage.
Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

Paed. ~~381 fh~~ Pr. 3869
Volksbibliothek
(4)



Druck und Verlag von Georg Joseph Manz



J. Leudner d. & sc. M. 4.

Lenzen, Marcell.

Marcell,
der brave Sohn.

Angela,
die brave Tochter.

Zwei Erzählungen
für die Jugend.

Von
Maria Lenzen,
geb. Sebregondi.

Zweite Auflage.
Mit vier Stahlstichen.

Regensburg, 1861.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

42 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Marcell, der brave Sohn.

I.

Ungefähr eine Stunde in östlicher Richtung von einer bedeutenden Festung im westlichen Theile Mittel-Deutschlands liegt ein schönes, großes Dorf, das wir hier mit dem Namen Helmenrodt benennen wollen. Die festen, geräumigen Backsteinhäuser dieses Dorfes, mit ihren hellen Fenstern und grünen Läden bilden eine lange, breite, ziemlich regelmäßige Gasse zu beiden Seiten der Poststraße, die mitten durch Helmenrodt hinläuft. Jedes Haus hat seinen Gemüse- und Obst-Garten, und fast in jedem dieser Gärten findet sich ein Beet für Primeln, Agley, Rosen und Mönchskappen, diesen Lieblingen ländlicher Gartenkunde. Das Dorf wird nach der Nordseite begrenzt von einem frischen, lustigen, ausgedehnten Walde, der sich allmählig bis zum Gipfel eines sanftansteigenden Hügels erhebt; nach der Südseite breiten sich die Wiesen und Aecker der Landleute aus, gleichfalls bis zum Fuße einer waldigen Anhöhe, die hier das Thal und die Aussicht abschließt. Um die Gärten her schlängelt sich ein breiter, klarer Bach, der an der einen Seite des Dorfes eine Mühle treibt, und an der andern die Gärten eines alten Herrenhauses umsäumt. Dieses Haus, das, die Kirche ausgenommen, zugleich das größte, das schönste und das älteste Gebäude im Dorfe ist, hat ein gar heimliches, wohnliches Ansehen. Wenn man

aus dem Dorfe kommend, über einen schönen, sammetgrünen Rasenplatz geschritten ist, den herrliche Obstbäume zieren, gelangt man über den oben erwähnten Bach in einen großen, wohlangelegten Garten, an dessen entgegengesetzter Seite das alte Haus, im Schatten einiger alten Linden und Ulmen, liegt. Um die breiten, tief in die dicken, grauen Mauern liegenden Fenster schlängelt sich Epheu und Klimat; das vorspringende alterthümliche Portal ist umrankt von Geisblatt und wilden Reben; das alte, sorgfältig ausgebesserte Schieferdach glizert im Sonnenstrahl durch die Bäume, und fast an jedem der vielen, vorspringenden Gesimse hängt ein Schwalbennest. Kurz, Alles deutet hier auf Ruhe, Frieden und Behaglichkeit.

Zur Zeit aber, von der wir reden, hatten das Haus und das ganze Dorf ein weit anderes und düstreres Vorkommen. Die Bauernhäuser hatten alle ein ödes, verfallenes Ansehen; die Fenster waren rauchig und trübe, die Läden nicht gefärbt; die Blumenbeete starrten vor Unkraut, und selbst die Gemüsegärten waren auf's Aeußerste vernachläßigt. Das Herrenhaus selbst aber sah vollends gar trübselig aus. Die Läden waren geschlossen, die Schwelle war mit Gras bewachsen und der Garten eine Wildniß. Jedes der Bauernhäuser aber war angefüllt mit ungeladenen Gästen, französischen Soldaten, die zu dem Belagerungskorps gehörten, das die oben genannte Festung seit einigen Tagen umzingelte. Im Herrenhause selbst lag keine Besatzung, weil es unbewohnt war, und dazu ein so gar ödes und unheimliches Ansehen hatte.

An einem schönen, warmen Sommerabende, zu später Stunde, als schon alle Bewohner Helmenrodts,

die unfreiwilligen Wirthe sowohl, als die kriegerischen Gäste — einige Wachsoldaten ausgenommen — sich der nächtlichen Ruhe hinzugeben anfingen, näherten sich drei Personen, von der dem Dorfe entgegengesetzen Seite dem Herrenhause. Es waren ein alter und ein junger Mann und ein junges Mädchen. Sie schritten über den Bach und durch den Garten dem Hause zu, und der alte Mann zog einen Schlüssel aus der Tasche, und reichte ihn seinem Begleiter, der mit Hülfe desselben das alte rostige Schloß mit einiger Mühe öffnete. Währenddeß blickte das junge Mädchen um sich, und als sie die Gegenstände, die, nur schwach beleuchtet vom Lichte der Sommernacht, vor ihr lagen, aufmerksam betrachtete, sagte sie leise: „O, wie schön ist es hier! — Das alte Haus, die hohen Bäume, der klare Bach! — Wären wir immer, immer hier geblieben!“

Die beiden Männer antworteten nicht, wenn man nicht den tiefen Seufzer, den der ältere ausstieß, für eine Antwort nehmen will. Unterdeß war die Thüre geöffnet worden, und die Gesellschaft schritt in das Haus, das der junge Mann sogleich sorgfältig hinter sich verschloß.

Sie tappten durch den dunkeln Gang, in welchem sie alle Drei jeden Schritt zu kennen schienen, bis zu einer, in einen geräumigen Saal führenden Thüre; hier traten sie ein, und der junge Mann stieß sogleich ein Fenster auf, um die Luft und das Licht der Sommernacht herein zulassen. Dann rückte er ein paar Sessel herbei und sagte: „Setz dich, lieber Vater; setz' dich, Cäcilie: Ihr müßt müde sein. Ich will sogleich ins Dorf, um Licht und alles Nöthige herbeizuholen, und dann wollen wir in Ruhe mit einander essen, ehe wir uns niederlegen.“

Er wartete keine Antwort ab, sondern schwang sich sofort durch das Fenster in den Garten, und eilte mit leichten, rüstigen Schritten, denen man keine Ermüdung anmerken konnte, dem Dorfe zu. Wir benützen die Zeit bis zu seiner Rückkehr, um uns einigen Aufschluß über die bisherige Geschichte dieser drei Personen und ihr Verhältniß zu einander zu verschaffen.

Herr Leonard (der ältere der beiden Männer) wohnte seit dreißig Jahren, als ein reicher, angesehener Kaufmann, in einer teutschen Provinzialstadt, vierzig Meilen von Helmenrodt. Er lebte als ein redlicher, thätiger und geachteter Mann ein glückliches Leben, und seine Tage, deren jeden er mit einer guten That zu bezeichnen pflegte, flossen ruhig und ungetrübt dahin, bis ihn der erste Schmerz seines Lebens durch den Verlust seiner edlen und geliebten Gattin traf. Er konnte sich lange von diesem Schlage nicht erholen, und endlich trösteten ihn nur die beiden Kinder, die sie ihm hinterlassen hatte, als das theuerste Andenken, das er noch von ihr besaß, und als Wesen, die seiner höchsten Sorgfalt und Liebe bedurften. Er widmete ihnen diese auch unermüdlich, und sie vergalten ihm bald die Sorgen und Mühen der Erziehung durch ihr rasches, fröhliches Gedeihen, durch ihre kindliche Anhänglichkeit, und durch die dankbare Erkenntniß seiner väterlichen Güte. Marcell, sein Sohn, hatte eben sein zweiundzwanzigstes Jahr zurückgelegt; Cäcilie, seine Tochter, sollte bald das neunzehnte erreichen. Sie waren beide gesund und blühend; heiteren, offenen Herzens und hatten einen hellen, gebildeten Verstand; und wenn Marcell äußerst lebhaften und raschen Temperaments war, so wurde doch das gute Einverständniß unter beiden Geschwistern

nie gestört, weil Cäcilie sich eines um so sanftern und nachgiebigeren Gemüthes erfreute.

Jetzt aber drohte ein schrecklicher Sturm über die kleine, glückliche Familie loszubrechen. In Folge eines plötzlich ausgebrochenen Krieges hatten einige große Handlungshäuser ihre Zahlungen eingestellt, und Herr Leonard hatte dadurch bedeutende Verluste erlitten. Einige andere Kaufleute, die große Forderungen an ihn zu machen hatten, und wußten, daß er bei dem Falle jener Handlungshäuser betheiligt war, besorgten, er möchte nicht genug übrig behalten, um sie bezahlen zu können, und beeilten sich deßhalb, fast zugleich ihre Guthaben von ihm einzufordern. Die Verluste, die Herr Leonard erlitten hatte, waren zwar bedeutend, aber doch nicht so groß, daß sie sein Vermögen zerrüttet hätten. Er berichtigte also ruhig die Forderungen seiner Gläubiger, so wie sie sich an ihn wandten, aber endlich war sein Vermögen zu zahlen doch erschöpft. Er besaß zwar noch, außer dem Herrenhause in Helmenrodt, ein schönes, großes Landgut, mit Wäldern, Wiesen und Ackerland; aber seine Handelskasse war beinahe völlig ausgeleert. Da wollte es das Unglück, daß ein langjähriger Handelsfreund von ihm, der letzte, dem er noch eine bedeutende Summe schuldete, einen großen Verlust erlitt; und der brave Mann, der bisher aus Bescheidenheit und freundschaftlichem Vertrauen seine Schuld von Leonard nicht eingefordert hatte, sah sich jetzt ohne Wahl zu diesem so lange verzögerten Schritte gezwungen.

„Ich kann“ sagte Leonard zu ihm: „ich kann Ihnen in diesem Augenblicke die Summe nicht auszahlen, obgleich mein Landgut wenigstens doppelt so viel werth ist; allein ich kann es nicht augenblicklich verkaufen, weil es in einer vom Feinde überschwemm-

ten Gegend liegt. Auch würde es nichts helfen, wenn ich es Ihnen übertragen, oder Ihnen Wechsel geben wollte. Mein eigener Credit wankt, und Sie müssen baares Geld haben. Aber ich weiß einen Ausweg. In A.... (der Festung bei Helmenrodt) wohnt mein Schwiegervater. Von ihm will ich die Summe, die Sie nöthig haben, erbitten; Sie dürfen nicht zu Schaden kommen, weil Sie so viele Nachsicht und Gefälligkeit gegen mich bewiesen. — Zwar ist mein Schwiegervater äußerst sparsam und vorsichtig; aber gewiß wird er meine Bitte nicht abschlagen und um ihn desto sicherer zur Erfüllung derselben zu bewegen, will ich meine beiden Kinder, die er sehr liebt, mit zu ihm nehmen."

Diesen Entschluß führte Leonard auch sofort aus. Am Abende hatte er das vorstehende Gespräch mit seinem Freunde, und in der Nacht noch reis'te er mit seinen Kindern nach Helmenrodt ab. Sie beschleunigten ihre Reise so sehr als möglich, besonders da sie unterwegs erfuhren, daß die streitenden Armeen sich der Gegend zuwälzten, worin A.... lag. Als sie auf der letzten Station vor Helmenrodt die Pferde wechseln wollten, konnten sie keine bekommen, weil alle hier vorräthigen schon von Reisenden, die die bedrohte Festung verließen, in Beschlag genommen worden waren. Der Wirth wollte sie bereden, die Nacht in seinem Hause zuzubringen; aber Leonard hatte keine Ruhe dazu. Er übergab dem Wirthe seinen Wagen, den dieser am folgenden Tage nachzuschicken versprach, nahm nur das Werthvollste und Unentbehrlichste zu sich und wanderte mit seinen Kindern beim sinkenden Abende auf Helmenrodt zu, wo wir sie denn auch bei völlig hereingebrochener Nacht zu Fuß und allein ankommen sahen.

Marcell kam bald von seinem Gange in das Dorf zurück. Er schwang sich durch das Fenster in den Saal, und tappte vorsichtig nach dem Tische hin. „Hier habe ich Alles, was wir nöthig haben" sagte er: „sei so gut, Cäcilie, und schließe das Fenster, ehe ich Licht anschlage."

Cäcilie wunderte sich über diese Vorsichtsmaßregel; aber sie that, was ihr Bruder wünschte. Der Vater dagegen fragte: „Was soll das bedeuten, Marcell? — Kömmt die Tochter der Frau Gertrud nicht, um uns zu bedienen?"

„Sie kann nicht, Vater!" erwiederte Marcell: „Ihre Eltern haben das Haus voll fremder Leute; daß ich's nur mit Einem Worte sage, das ganze Dorf ist voll feindlicher Soldaten."

„Wie — was sagst du? — Das ist ja nicht möglich!" rief Leonard aus. Jetzt flammte das Lichtstümpfchen, das Marcell anzuzünden bemüht war, hell auf, und der Vater bemerkte erschrocken, wie bleich sein Sohn sei. „Sprich!" sagte er mit einem tiefen Seufzer: „Was ist dir im Dorfe begegnet?"

„Nichts, lieber Vater, was dich um meinetwillen beunruhigen dürfte," erwiederte der Sohn: „Als ich ins Dorf kam, fiel es mir auf, daß die Blumengärtchen vor den Häusern alle ein so verwildertes Ansehen hatten; doch dachte ich, es scheine mir wohl bloß so beim schwachen Lichte der Sterne. Ich schritt vor, bis an Starings Haus, und da ich durch das Fenster des Schlafstübchens noch Licht schimmern sah, klopfte ich an dasselbe. Der alte Staring öffnete es ein wenig, und fragte mit leiser Stimme, wer ich sei und was ich wolle? — Ich nannte ihm meinen Namen und bat ihn, er möchte seine Tochter Gertrud mit einem Abendessen für uns ins Schloß schicken.

„„O, Herr, Herr!““ flüsterte er, sich verlegen den Kopf kratzend: „„Sie sind zu unglücklicher Stunde nach Helmenrodt gekommen. Das ganze Dorf ist voll feindlicher Soldaten; kein Haus, das nicht bis auf den Heuboden voll läge. Ich habe es schon lange gefürchtet; aber die Nachbarn lachten mich aus. — Reisen Sie morgen in aller Stille wieder ab, damit das fremde Volk nicht merkt, daß die Herrschaft hier ist. — Seit ich fürchtete, daß die fremden Gäste hier einziehen würden, habe ich das Herrenhaus nicht mehr putzen, und den Garten verwildern lassen; und als sie gestern kamen, sah es auch so trübselig und unwirthlich aus, daß Keiner von ihnen darin einziehen mochte.“

„Der alte Schlaukopf!“ sagte Leonard, unwillkürlich lächelnd: „das hat er gut überlegt. Aber warum konnte denn Gertrud nicht kommen?“

„Ihr Vater sagte, seine ungebetenen Gäste seien nun eben alle in Ruhe, und es möchte sie wieder aufstören, wenn sie die Hausthüre noch so spät gehen hörten. So reichte er mir die Butter, Brod und ein Stück kaltes Fleisch, das Einzige, was ihm die Soldaten übrig gelassen hätten, versicherte er, zum Fenster heraus, versprach, morgen in aller Frühe hier zu seyn, und verschloß schnell die Läden. Und so sind wir denn auf dies frugale Abendessen und unsere eigene Bedienung für die Nacht angewiesen.“

„Unser alter Gärtner war immer mehr vorsichtig, als muthig und gefällig, „sagte Leonard, während er zusah, wie Marcell die mitgebrachten Nahrungsmittel auspackte, und Cäcilie einige Gabeln, Messer und Teller aus einem Wandschranke hervorholte.

„Es ist gut, daß wir ohne ihn fertig werden können, meinte Cäcilie: Ich will sogleich nach oben

gehen, um die Zimmer, die wir gewöhnlich bei unserm Hiersein zu bewohnen pflegen, in Ordnung zu bringen. So können wir leicht bis morgen seiner und seiner Tochter Dienste entbehren."

„Aber ich begreife nicht," hob der Vater wieder an: „was dich bei der ganzen Sache so erschrecken konnte; du warst ja todtenbleich, als du zurückkamst. Wenn du nun Soldat hättest werden müssen? — Das wäre ein schöner Held," fügte er scherzend hinzu: „der vor ein paar schlafenden Feinden erschrickt!"

„Ach!" sagte Marcell traurig: „die Anwesenheit der Feinde im Dorf ist es nicht, was mich so außer Fassung gebracht hat. — Ich möchte es dir gern verschweigen, aber, lieber Vater, einmal mußt du es doch erfahren. — A.... ist seit diesen Abend in Belagerungsstand erklärt; Niemand darf mehr hinein oder herausgehen, und ich weiß nun nicht, wie wir es anfangen sollen, das Geld vom Großvater zu bekommen."

„Cäcilien entfiel vor Schrecken das Butterbrod, das sie eben zum Munde führen wollte, und Leonard rief erbleichend aus: Gütiger Gott, so sind wir doch zu spät gekommen!"

„Zu spät!" — wiederholte Marcell in trübem Tone: „ja, zu spät. Beträfe es nur uns allein! Aber Herr Dunker, der so gütig gegen uns war, wird nun auch darunter leiden."

„Das darf er nicht!" sagte der Vater mit Heftigkeit: „Er darf keinen Schaden, ja nicht einmal eine Sorge deßhalb erdulden, weil er so viel Nachsicht und Vertrauen gegen mich bewies."

„Aber, lieber Vater," fragte Cäcilie schüchtern: „was sollen wir denn jetzt thun? — Weißt du noch etwas Anderes, als Geld vom Großvater zu erbitten?"

„Nein, ich weiß jetzt noch keinen andern Ausweg,"

erwiederte Leonard kummervoll. „Aber ich hoffe, Gott wird mir noch Mittel und Wege zeigen, meinem Freunde zu helfen, eh' es zu spät ist."

„Lieber Vater, willst du nicht dies Butterbrod nehmen?" fragte Cäcilie schmeichelnd: „Du hast noch Nichts gegessen diesen Abend."

„Ich danke; ich kann auch Nichts essen," sagte der alte Mann, und bedeckte seine Augen und seine hohe, bleiche Stirn mit der Hand: „Geh' jetzt, mein Kind, und bringe unsere Zimmer in Ordnung; wir wollen uns bald niederlegen."

Cäcilie nahm das Licht, stieg die Treppen hinauf, und ordnete, so gut sie es zu so später Stunde und in der Eile vermochte, die Schlafzimmer; und nach einer halben Stunde war es im Herrenhause wieder so dunkel und still als wäre es völlig unbewohnt.

II.

„Ich habe einen Entschluß gefaßt, Cäcilie!" sagte am andern Morgen Marcell zu seiner Schwester, als sie am offenen Fenster des Wohnzimmers saßen, und traurig und besorgt ihren Vater betrachteten, der mit gebeugtem Haupte und müden, ungleichen Schritten im Garten auf und nieder wandelte: „Ich habe einen Entschluß gefaßt, Cäcilie."

„Du? und welchen?" fragte die Schwester, trotz ihres Kummers lächelnd über den wichtigen und feierlichen Ton, worin ihr Bruder ihr die Nachricht gab, daß er einen Entschluß gefaßt habe.

„Du lächelst, du denkst, es werde wohl wenig Gescheidtes sein;" sagte Marcell: „und du magst auch wohl Recht haben. Und doch sehe ich nicht ein, was mir Anderes zu thun bleibt."

„Aber zu was hast du dich denn entschlossen?“ fragte das Mädchen, jetzt im Ernste neugierig, „was willst du thun?“

„Ich schleiche“ flüsterte Marcell: „mich diesen Abend in die Festung und erbitte das Geld vom Großvater.“

„Um Gottes Willen, Marcell!“ rief das Mädchen erschrocken.

„Still, still! daß der Vater es nicht hört, Cäcilie!“

„Aber du bringst dich in Todesgefahr. Das ist tollkühn! du darfst das nicht thun! Nein; der Vater soll dich keinen Augenblick aus den Augen lassen.“

Mit diesen Worten hatte sie sich vom Stuhle erhoben, und war im Begriffe, zu ihrem Vater zu eilen, um ihn von Marcell's verwegenem Vorhaben in Kenntniß zu setzen.

Marcell hielt sie bei den Kleidern fest und flehte in leisem, angstvollem Tone: „Schweig', Cäcilie, schweig; sage Nichts! Das Leben des Vaters hängt von deinem Schweigen ab.“

Das Mädchen blickte in das blasse, bewegte Gesicht des Bruders, und ließ sich still wieder nieder. So wie Marcell sah, daß sie sich seinen Vorstellungen fügte, kehrte seine gewöhnliche Farbe wieder, und er sagte in ruhigerem Tone:

„Sieh, der Vater verläßt den Garten, um einen weiteren Spaziergang zu machen; jetzt können wir ungestört mit einander sprechen, und du selbst sollst entscheiden, meine liebe Cäcilie, ob dein Bruder nicht verpflichtet ist, sich den Gefahren auszusetzen, die du so sehr für ihn fürchtest.“

„So sprich, Marcell!“ bat das Mädchen, beinahe athemlos vor Ueberraschung und Angst.

„Du weißt“ begann Marcell: „Ich schlafe neben

dem Zimmer des Vaters, und die beiden Gemächer sind nur durch eine leichte Tapetenwand getrennt. Ich erwachte diesen Morgen früh von einem Geräusch in des Vaters Zimmer, und als ich unwillkürlich hinhorchte, unterschied ich, daß er mit raschen, ungleichen Schritten auf und niederging, und mit sich selbst sprach. Ich stand auf und wollte mich schnell entfernen, um ihn nicht zu belauschen; und beim Aufstehen lärmte ich absichtlich umher, um ihn darauf aufmersam zu machen, daß ich wache und ihn hören könne. Aber der Vater war zu vertieft in seine eigenen, schmerzlichen Gedanken, um auf mein Gepolter zu achten; und ich — ich faßte wider Willen einige seiner heftig ausgestossenen Worte auf. Liebe Cäcilie, ich glaube, es war Gottes Fügung; und als ich erst einige Worte verstanden hatte, machte ich mir auch kein Gewissen mehr daraus, auf das Uebrige, was der Vater noch sprach, mit aller Anstrengung zu horchen."

„Und was sagte er denn?"

„„Ja, heute will ich den Obersten B. aufsuchen!"" sagte er: „„Er ist ein braver Mann; ich habe ihm früher einen Gefallen erzeigt; er wird mich ohne Zweifel morgen dem General D. vorstellen"" — du weißt, Cäcilie, das ist der feindliche General — „„und der wird mir erlauben, in die Festung zu gehen. — Er kann es mir nicht verweigern; meine Gründe sind zu dringend!"""

„Nun, Marcell; das war doch kein so schreckliches Selbstgespräch, daß es dich so zu beängstigen brauchte."

„O, ich habe dir noch nicht Alles erzählt, liebe Cilly; der Vater fügte hinzu, wenn ihm der General die Erlaubniß, in die Festung zu gehen, verweigere, so wolle er morgen Abend heimlich hineinschleichen."

„Barmherziger Gott! — Das dürfen wir nicht zulassen.“

„Nein; und deßhalb stehle ich mich diesen Abend in die Stadt —“

Der zurückkehrende Vater machte hier dem Gespräche der Geschwister ein Ende. Er war zum Glücke zu sehr mit seinen eigenen Gedanken und Entwürfen beschäftigt, um die Angst und Verwirrung zu bemerken, womit seine Kinder, und besonders Cäcilie ihn betrachteten. So, sagte er, ohne den Inhalt ihrer Unterredung zu ahnen, im ruhigem Tone:

„Ich will nach dem Dorfe S. gehen, wo der Oberst L. in Quartier liegt, und ihn bitten, daß er mir morgen eine Unterredung mit dem General D. verschafft; verlaßt bis zu meiner Rückkehr das Haus nicht, und —“

„Aber, lieber Vater!“ unterbrach ihn Marcell: „willst du mich denn nicht mit dir nehmen? — O, ich bitte dich, geh' nicht allein!“

„Was sollte mir zustoßen?“ fragte Leonard: „Zudem ist es nicht gut, daß Cäcilie allein bleibt.“

„Liebster Vater“ sagte das Mädchen: „Gertrud ist ja jetzt im Hause: o, nimm Marcell mit dir!“

„Nein, nein; Marcell bleibt hier!“ wiederholte der Vater freundlich, aber in einem Tone, der keinen weiteren Widerspruch zuließ: „Gehabt euch wohl, Kinder; in vier bis fünf Stunden bin ich wieder hier.“

„Aber, Vater!“ bat Marcell: „so laß mich wenigstens ein Reitpferd für dich zu bekommen suchen.“

„Es wird keines zu haben sein; und außerdem ist S. nur anderthalb Stunden von hier entfernt! der Spaziergang wird mir nicht schaden. Adieu, Cilly; und laß den Burschen nicht aus dem Hause; er ist heut widerspenstig.“

„Lieber Vater, bist du mir böse?“ fragte Marcell betrübt.

„Nein, du meinst es gut!“ sagte der Vater lächelnd, ihm die Hand zum Abschied reichend: „Nun macht Euch keine weiteren Sorgen; ich bin, wie gesagt, in vier bis fünf Stunden wieder bei Euch.“

Als die Gestalt des hinwegeilenden Vaters in der Ferne den Blicken der Kinder entschwand, stieß Cäcilie einen tiefen Seufzer aus, und blickte ängstlich fragend den Bruder an. Dieser faßte ihre Hand und sagte: „Sei nicht so betrübt, liebe Schwester; der liebe Gott wird ja mit mir sein.“

„Aber warte wenigstens bis morgen“ bat Cäcilie: „Wenn der General dem Vater erlaubt in die Stadt zu gehen, so wäre ja dein ganzes Wagstück überflüssig.“

„Ach, er wird es nicht erlauben; der Vater selbst scheint nur wenig Hoffnung darauf zu haben. Jedermann weiß, daß er ein strenger, kalter Mann ist; zudem soll er, wie mir unser alter Gärtner sagte, sehr erzürnt sein, daß eine so schwache Besatzung, wie die in A.... ist, die Kühnheit hat, sich gegen ihn vertheidigen zu wollen.“

„Aber“ wendete die Schwester ein: „es ist ja immer noch früh genug zu dem schrecklichen Gange, wenn er die Bitte des Vaters abgeschlagen hat.“

„Nein, Cäcilie, das ist es nicht; denn dann tritt der Vater selbst den gefährlichen Weg an. Er würde sich durch kein Bitten und Flehen von uns davon abhalten lassen, und noch weniger erlauben, daß ich ginge.“

„Ach“ sagte Cäcilie, traurig ihre Hände ineinanderpressend: „ich sehe ein, daß du Recht hast. Du mußt diesen Abend gehen; aber du sollst nicht allein sein; ich will dich begleiten.“

„Wo denkst du hin, Cilly?!" rief Marcell: „Es würde nur die Gefahr vergrößern, wenn wir zu zweien wären."

„Aber du — du! Des Vaters Freude und Hoffnung!" sagte das Mädchen, die Hände ringend: „Wenn dir ein Unfall zustieße! — Er würde sich nie darüber trösten können."

„Sei ruhig, Liebste!" schmeichelte Marcell: „Gottes Schutz und dein Gebet werden mit mir sein; und ich denke, der Geist unserer lieben Mutter wird mich auf dem Wege zu ihrem Vater begleiten."

„Nein, nein!" rief Cäcilie und warf sich weinend an ihres Bruders Brust: „Wenn du gefangen, mißhandelt, getödtet würdest! — Und das Alles um Geld, nichts als Geld, nichtsnutziges Geld zu holen."

„Liebe Cäcilie!" sagte der Bruder ernst: „Thue ich es denn, um Geld zu holen, oder um den Freund unseres Vaters, und vielleicht unsern Vater selbst vom Verderben zu retten?"

„Ach" erwiederte Cäcilie, sein Gesicht in ihre beiden Hände fassend und zu sich herabziehend: „ich weiß, du thust es aus guten, aus den besten Absichten, vergib mir meinen Kleinmuth. Aber tausendmal lieber möchte ich mich selbst diesen Gefahren aussetzen, als dich ihnen entgegeneilen sehen."

Ich fühle das mit dir, liebste Cilly; aber diese Gefahren sind nicht so groß, als du wähnst. Du weißt, ich habe einen großen Theil meiner Kindheit hier und in A.... zugebracht, und kenne jeden Schritt in der Festung und in ihrer Umgebung. Und du wirst für mich beten, Cäcilie; und ich werde auf dem ganzen Wege an dich denken. Und wie froh werden wir Alle sein, wenn ich wieder bei Euch bin."

„O" sagte Cäcilie, lächelnd durch ihre Thränen:

„wenn — wenn! — ja, wenn diese glückliche Stunde erst da wäre!“

„Sie wird kommen!“ sagte der muthige, junge Mann zuversichtlich: „Und nun will ich geh'n —“

„Gehen? — wohin? —“ fragte Cäcilie sich auf's Neue ängstlich an ihn anklammernd: „Nein, nein! heute wenigstens sollst du den ganzen Tag bei mir bleiben.“

„Liebe Schwester!“ erwiederte Marcell, und suchte sie durch ein heiteres, tröstendes Lächeln zu beruhigen: „ich muß mich aber doch umsehen nach dem Wege, den ich in der künftigen Nacht zu nehmen habe —“

„O, du hast Recht!“ unterbrach ihn Cäcilie hastig, und ihn jetzt selbst von sich wegdrängend: „Versäume ja Nichts, was die Gefahren, die dir drohen, verringern könnte. Geh', geh'! und meine besten Wünsche sollen dich begleiten.“

Und bald verschwand auch Marcells Gestalt auf der fernen Krümmung des Pfades, der um das Dorf führte; und die arme Cäcilie war allein mit einem Herzen, das zum ersten Male in ihrem Leben, tausend bittere Sorgen und Qualen zerrissen.

III.

Wieder lag das Sternenlicht auf dem Garten des Herrenhauses von Helmenrodt, und ein paar dunkle Gestalten schlüpften durch die Schatten der alten Bäume. Es waren Cäcilie und ihr Bruder, der sich anschickte, seinen gefährlichen Weg in die belagerte Festung anzutreten.

„Liebste Cilly!“ flüsterte Marcell, die Schwester an seine Brust drückend: „sei nun nicht so traurig.

Du weißt ja, wie vorsichtig ich Alles ausgesonnen und überlegt habe; und Gott wird auch nicht einen Sohn verlassen, der sein Leben für die Ehre und die Ruhe seines Vaters wagt."

„Er wird dir beistehen; das hoffe ich, darum bete ich!" erwiederte leise die weinende Cäcilie; „Aber kannst du denken, ich hätte keine Angst um dich, meinen Bruder, meinen einzigen Bruder?"

„Nein, nein! ich kann mir wohl vorstellen, was du leidest; ich weiß, wie sehr du mich liebst. Ach, und ich habe dich doch so oft geneckt und gequält. Wie bereue ich meinen früheren Muthwillen! — Nie will ich wieder in diesen Fehler verfallen, meine gute Cäcilie."

„O," sagte das Mädchen, und ein schwaches Lächeln brach, bei der Erinnerung an die natürliche, brausende Fröhlichkeit Marcell's, durch die Thränen auf ihre Wangen: „O, ich wollte, du quältest mich täglich, ja immer, wenn du nur glücklich wieder zurück wärest! — Mein theurer, theurer Bruder!"

„Du bist so muthlos, liebe Schwester. Willst du mir denn das Herz schwer machen. — Sieh die Sterne über uns. Sie schauen friedlich und mild hernieder auf die wilden, blutigen Scenen, die sich hier unten vorbereiten. Ihr Glanz und ihre Reinheit sind nicht getrübt worden durch die rauchenden Schlachtfelder und die empörenden Gräuel, die unser armes Vaterland verwüsten. Sie seien uns ein Vorbild der ewig gleichen Liebe und Weisheit Gottes; — er ist, wie der Glanz seiner tausend Welten, unwandelbar, wenn der Mensch auch seine Natur, und selbst die Erde ihre Gestalt verändert."

„Ich weiß, daß du Wahrheit sprichst;" erwiederte die Schwester: „und doch, wie schwach ist in

diesem Augenblicke ihre Gewalt über mein Herz. Ich glaube fest, daß Gottes Auge über dich wachen wird; und doch sehe ich dich immer vor mir — in Fesseln oder blutend — aber ich will dir den schweren Schritt, welchen zu thun du vorhast, nicht noch schmerzlicher machen. — Komm' aus dem Schatten, Marcell! — laß mich noch einmal dein Gesicht sehen; und nun — und nun — Gott segne dich!"

„Lebe wohl, liebste Cilly! — Nein; du weinst zu sehr. — Höre, Liebe, sorge, daß ich um sechs Uhr mein Frühstück bereit finde; du kannst denken, daß ich nach dem starken, nächtlichen Spaziergang Hunger haben werde. — Nun, nochmals lebe wohl, Beste. Es ist gut, daß es Nacht ist; denn sonst würden deine strömenden Augen dem Vater unsern ganzen Plan verrathen."

Dies waren die letzten Worte, die der junge Mann an seine Schwester richtete. Nachdem er sie beendet hatte, wendete er sich von dem schluchzenden Mädchen ab, und wanderte muthig fort, immer in der Richtung auf A.... Anfangs waren die Gefahren und Schwierigkeiten, die er auf seinem Wege zu überwinden hatte, nur gering; aber je mehr er sich der belagerten Stadt näherte, um so mehr wuchsen auch die Hindernisse, die sich ihm entgegenstemmten, und als er eine halbe Stunde fortgewandert war, wußte er kaum mehr, wohin er sich wenden sollte. Das feindliche Lager dehnte sich im Lichte der Sommernacht und im Scheine der rothen Wachtfeuer, die überall auf den Feldern und in den Gärten brannten, vor ihm aus. Er konnte — so hell war die Beleuchtung — die Zeltgassen verschiedener Truppenabtheilungen, ja, sogar einzelne Wachtposten unterscheiden. Ihn selbst hüllten bis jetzt die dichten Schatten des

Waldes noch ein; aber er sah ein, daß er sie nicht verlassen konnte, ohne bemerkt und angehalten zu werden.

Als er in dieser Verlegenheit um sich schaute, fiel es ihm auf, daß sich, seitwärts von seinem Standpunkte, ein schmaler, gekrümmter, völlig unbeleuchteter Strich Landes vom Walde aus bis nahe an die Stadt ziehe. Seine Ortskenntniß verhalf ihm bald zu der richtigen Erklärung dieser auffallenden Erscheinung. Es war der Bach von Helmenrodt, der seine Wasser, durch Wiesen und Felder, der Festung zutrug. Seine grünen Ufer waren dicht mit Erlen und Weiden umsäumt, und die Feinde hatten es nicht für nöthig erachtet, ihre Feuer und Wachtposten bis auf die nächsten, sumpfigen Umgebungen des Baches hinauszuschieben. Sobald Marcell diesen Umstand erkannte, war seine Verlegenheit gehoben. Er schlich sich durch den Wald bis an die Stelle, wo er dem Ufer des Baches am nächsten war. Hier zog er Schuhe und Strümpfe aus, verbarg sie in einem Gebüsche, und warf sich dann auf die Erde, auf Händen und Füßen sich dem Bache nähernd. Sobald er ihn erreicht hatte, stieg er in das Bett desselben, und wanderte getrost mit der Flut der Stadt zu. Zwar reichte ihm das Wasser, an manchen Stellen, bis an die Brust hinauf, und die Strömung war oft so reißend, daß er sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte. Aber nur hier, wo die zu beiden Seiten dicht gedrängt stehenden Erlen und Weiden ihren Schatten warfen, und wo das Plätschern der Flut das Geräusch seiner Schritte jedem Ohr verbarg, durfte er sich sicher glauben.

So näherte er sich der Stadt bis auf ungefähr zehn Minuten. Er hatte gefürchtet, daß sich hier die

Gefahren und Schwierigkeiten, die er zu bestehen hatte, noch vermehren würden; aber es war umgekehrt. Der Feind, wohl unterrichtet von der Schwäche der Besatzung, hielt sich vor einem nächtlichen Ueberfall von dieser Seite her gesichert. Der Commandant von A.... stand ohnehin nicht im Rufe eines Helden; das nahewohnende Landvolk war zu muthlos, zu gedrückt und zu wenig bekannt mit der Besatzung in der Stadt, als daß man hätte vermuthen sollen, es werde versuchen, auf irgend eine Art Verbindungen mit den Soldaten von A.... zu unterhalten oder anzuknüpfen, und so hatte man es für überflüßig gehalten, die nähere Umgebung der Festung so strenge zu bewachen, wie das etwas entferntere Lager. Andererseits war die Erscheinung des Feindes vor A.... und die Belagerung der Festung mit so unvermutheter Schnelle erfolgt, daß die Besatzung nicht Zeit gefunden hatte, die nächste Umgebung mit der üblichen Strenge und Genauigkeit zu rasiren.*) Und so erreichte Marcell, im Schutze der Dunkelheit und des Schattens, den einige vergessene Hecken und Gesträuche noch auf dem Glacis der Festung verbreiteten, ungesehen und ungefährdet den Fuß der Mauern von A...., nachdem er jedoch zuvor mit großer Gefahr und Anstrengung einen der breiten und tiefen Außengräben durchschwommen hatte.

Er erinnerte sich aus seiner Kindheit noch einer dunkeln, wüsten Stelle in der Nähe eines vorspringenden Mauerthurmes, wo früher eine mächtige, alte

*) Rasiren nennt man das Fällen und Gleichmachen aller in der unmittelbaren Nähe einer Festung befindlichen Bäume, Hecken, Gesträuche, Mauern, Gräben und Aufwürfe, beim Herannahen eines Belagerungskorps.

Weide ihre Aeste ausgebreitet hatte. Wenn die Zeit und das Beil diesen alten Baum verschont hatten, so hatte Marcell Hoffnung, die Mauer leicht und ohne große Gefahr zu ersteigen. Er schlich sich im Schatten der Thürme und Gebäude der Festung, dicht an die Mauer gepreßt, mit vorsichtigen, behutsamen Schritten, mit angehaltenem Athem, der Stelle zu; er erreichte sie und — o Himmel! — der Baum war verschwunden.

So sah sich der arme, junge Mann, so nah dem Ziele seines mühsamen Strebens, nach Ueberwindung so vieler Hindernisse und Gefahren, plötzlich wieder hülf- und rathlos. Er erstarrte im buchstäblichen Sinne vor Schrecken, und nur seine Liebe zu seinem Vater und sein Vertrauen auf Gott erhoben noch einmal seinen sinkenden Muth. Er schlich weiter, immer weiter an der Mauer hin, in der Hoffnung, doch endlich eine günstige Stelle zum Uebersteigen derselben zu entdecken; und das Glück, oder vielmehr die Vorsehung, war mit ihm. Gegenüber dem Orte, wo der mehr erwähnte Bach sich in die Außengräben der Festung, die durch denselben mit Wasser versehen wurden, ergoß, hatte sich, ernährt von Schatten und Feuchtigkeit, ein dichtes Geflecht von Epheu und andern Schlingpflanzen gegen die Mauern angerankt. Die zähen, faserigen Wurzeln und Ranken dieser Gewächse hatten Stärke genug, um Marcell's leichte Gestalt zu tragen, und er hoffte auch, daß sie stellenweise weit genug vorspringen würden, um der Hand und dem nackten Fuß eines so geübten Kletterers, als er zu sein sich rühmen konnte, die nöthigen Anhaltspunkte zu geben. Jedenfalls sah er kein anderes Mittel, die Mauer zu ersteigen, und so vertraute er sich denn, nach einem kurzen, innigen Gebete, der gefährlichen Leiter an, und begann rüstig emporzuklimmen.

Er erreichte auch glücklich die Höhe der Mauer, und kroch so lange auf derselben umher, bis er eine Reihe roher, eingemauerter Stufen entdeckte, durch deren Hilfe er mit einiger Mühe auf den Boden gelangte. Sein Herz schlug hoch auf, als sein Fuß wieder die Erde berührte; er glaubte sich nun aller Gefahr überhoben; aber dennoch war sie noch nicht vorüber. Eine, in der Nähe befindliche Schildwache rief ihn an, und das Blut schien ihm vor Schrecken in den Adern zu gerinnen. Einen Moment schwankte Marcell, ob er sich der Wache überliefern, oder ob er sich zu verbergen suchen solle. Er entschied sich aber sofort für das Letztere, weil das Erstere, im günstigsten Falle einen großen Zeitverlust herbeiführen mußte. So warf er sich denn in den Schatten nieder, und blieb mehrere Minuten lang, athem- und regungslos, wie ein Todter, aber auch mit der Angst des Todes im Herzen, liegen. Der Soldat, der Marcell's Gestalt zum Glück nicht gesehen, sondern nur, bei seinem Niedersteigen, das Anschlagen seiner nassen Kleider an die Mauer gehört hatte, glaubte sich getäuscht zu haben; und nach einer Weile kroch Marcell, flach an den Boden gedrückt, weiter, bis er um die Ecke eines ziemlich entfernten, schmalen Gäßchens kam, und so außer den Bereich des Gesichtes und Gehörs der Schildwache gelangte. Hier richtete er sich schnell auf, und eilte nun rasch, in verschiedenen Richtungen, durch allerlei abgelegene Höfe und Gäßchen, die ihm aus der Zeit seiner Knabenspiele noch wohl bekannt waren, bis er endlich, im Mittelpunkte der Stadt, die schöne, breite, ruhige Straße erreichte, wo das große, prächtige Haus seines Großvaters lag.

IV.

Herr Wersdorf, der Schwiegervater des Herrn Leonard, hatte in Gesundheit und Ruhe sein zweiundsiebzigstes Jahr zurückgelegt, aber allgemach begann er doch die Beschwerden seines vorgerückten Alters zu empfinden. Zu diesen Unannehmlichkeiten gehörte unter andern auch die, daß er des Abends erst sehr spät einzuschlafen pflegte; und um der drückenden Langeweile zu entgehen, die gewöhnlich Diejenigen heimsucht, die den Schlaf vergebens auf ihren Kissen erwarten, und die sich, bei unruhigen, oder an Thätigkeit gewöhnten Menschen, oft bis zur peinlichsten Ungeduld steigert, hatte er es sich zur Gewohnheit gemacht, bis spät in die Nacht aufzubleiben.

Auch heute war die Mitternacht längst vorüber, und der alte Herr spürte noch durchaus keinen Schlaf. Er saß in einem Hinterzimmer seines großen, schönen Hauses, dessen offenstehende Fenster auf den, vom Sternenlichte beschienenen Garten gingen; und das sanfte Wehen der milden, sommerlichen Luft trug den Hauch der Rosen und Nelken, die sie eben mit leichtem Kusse berührt hatte, in das schöne geräumige Gemach. Ja, in das schöne Gemach mit den schweren, seidenen Vorhängen, den ausländischen Teppichen, den kostbaren Tapeten und Geräthschaften, wo der Großvater eben in voller Sicherheit und Behaglichkeit beim sanften Scheine einer großen englischen Lampe seinen ruhigen Gedanken nachhing, unbewußt der Mühen und Gefahren, denen sein einziger Enkel in denselben Augenblicken ausgesetzt war.

Plötzlich unterbrach ein lauter, scharfer, gellender Ton die tiefe Stille, die den alten Mann umgab. Er unterschied sogleich, daß ein rascher, heftiger Ruck

an der Klingel an seiner Hausthüre diesen Ton hervorgebracht haben müsse, und befahl seinem Diener, der im Nebenzimmer auf das Schlafengehen seines Herrn wartete, in den Gang hinauszugehen, und zu fragen, wer draußen sei, die Thüre aber, bis auf weiteren Befehl, nicht zu öffnen.

Der Diener ging und kam nach einigen Minuten mit einem höchst bestürzten Gesicht zurück. „Nun, wer ist da?“ fragte der alte Herr.

„Herr — Herr ich kann es nicht glauben; aber doch — nein es ist unmöglich!“

„Was soll denn unmöglich sein? fragte der Herr wieder.

„Daß er es ist, Herr!“ — Und doch ist es seine Stimme!

„So sprich doch! wessen Stimme?“ rief Wersdorf, die Geduld verlierend.

„Des jungen Herrn Leonard's Stimme; und er sagte auch, er wäre es.“

„Wer? — Marcell? mein Enkel?“ rief Wersdorf, jetzt eben so erstaunt als sein Diener: „Aber ich will selbst nachsehen; du irr'st dich gewiß!“ fügte er ungläubig hinzu.

So sprechend begab er sich mit dem Diener wieder in den Hausgang, und fragte hier in lautem, strengem Tone: „Wer ist da? — Wer stört noch so spät die Ruhe meines Hauses?“

„Ich bin es, Großvater!“ erwiederte wirklich, zu des alten Herrn unsäglichem Erstaunen, Marcell's Stimme: „Ich bitte dich, laß mir gleich aufmachen; ich muß dich durchaus sprechen.“

„Sogleich, sogleich!“ sagte der alte Mann, zitternd vor Ungeduld und Erwartung: „Mach' die Thüre auf, Anton; gib mir das Licht! — Noch den Riegel dort — so — komm herein, Marcell.“

„Guten Abend, lieber Großvater! alter Anton, guten Abend!“ sagte Marcell freundlich, und trat mit seinen bloßen Füßen leichten, unhörbaren Schrittes in die prächtige Vorhalle. — „Herr Gott, Junge, wie siehst du aus! wo kommst du her? —“ rief der Großvater erschrocken aus.

„Ich komme von Helmenrodt, lieber Großvater; aber sei so gut, und laß mir ein Glas Wein geben. Ich bin kalt und müde; ich habe über zwei Stunden auf dem Wege zugebracht.“

„Wein? — Ich will dir Thee machen lassen. Aber jetzt gleich gehst du zu Bette; und morgen sollst du mir deine tollen Streifzüge erzählen. — Herr Gott, Herr Gott! wie unbedachtsam und leichtsinnig doch die Jugend ist.“

„Nein, Großvater!“ sagte Marcell mit trübem Lächeln: „leichtsinnig bin ich diesmal doch nicht gewesen; ach, ich habe vielmehr ein gar schweres Herz. Auch dürfen wir unsere Besprechung nicht auf morgen verschieben. Ich bitte dich, laß mich gleich allein mit dir reden.“

„Holla, guter Freund, so geht das nicht; vorher mußt du dich wenigstens umkleiden. — Komm' herein! — Anton, Kleider von mir und meinen braunen Schlafrock für den jungen Herrn. — Ich begreife nicht, wie dein Vater dich bei Nacht und Nebel über Feld laufen lassen kann. — Anton, meine grünen Pantoffeln auch für Herrn Marcell. — Und noch dazu quer durch ein feindliches Lager! — Ich glaube, Anton, meine neue, schwarze Weste wird dem jungen Herrn passen. — Du willst also keinen Thee trinken, Marcell? — Wenn ich dein Vater wäre, du solltest mir nicht solche Streiche machen! — Anton, eine Flasche Steeger und zwei Gläser. — Und dann kannst

du draußen bleiben, bis ich klingele; aber höre noch; hänge des jungen Herrn Kleider in der Küche zum Trocknen auseinander, sonst verderben sie alle. — So, nun kannst du gehen."

Obgleich innerlich zitternd vor Ungeduld, mußte sich Marcell doch allen den Förmlichkeiten unterwerfen, die die Sorgfalt seines guten, alten Großvaters über ihn verhängte. Endlich saß er ihm gegenüber am Tische, Anton hatte sich zu dem, ihm aufgetragenen Geschäfte in die Küche zurückgezogen, und der alte Herr fragte, während er sich und seinem Enkel einschenkte: „Nun, was hast du mir denn Wichtiges zu entdecken, Marcell?"

Der junge Mann erzählte seinem Großvater jetzt Alles, was meine jungen Leser schon in den vorhergehenden Kapiteln erfahren haben, und fügte die Bitte hinzu, sein Großvater möge ihm die Summe anvertrauen, die sein Vater nöthig habe, um seinem großmüthigen Handelsfreunde seine Schuld zu entrichten.

Der alte Mann hörte der Erzählung seines Enkels aufmerksam zu, und sein Gesicht wurde im Verlaufe derselben immer ernster, und zuletzt beinah' streng. „Und dein Vater hat dich zu mir geschickt, um das Geld zu holen? —" fragte er scharf, als Marcell endlich schwieg.

„Nein, lieber Großvater, er weiß nicht, daß ich hier bin."

„So ist es Unrecht, daß du hier bist!" sagte der Greis streng.

„Lieber Großvater, mein Vater hätte sich wohl selbst den Gefahren ausgesetzt, die ich bestanden habe; aber nie, fürchte ich, hätte er zugegeben —"

„Gut, gut!" unterbrach ihn Wersdorf, und winkte ihm mit der Hand zu schweigen: „Und wozu will dein Vater das Geld brauchen?"

Marcell erzählte noch einmal die Verpflichtung, die sein Vater gegen seinen Freund hatte, und der Großvater fragte: „Wieviel Geld will dein Vater haben?"

Marcell nannte die Summe.

„So? — Wirklich? — Eben kein kleines Kapital. — Mein Schwiegersohn macht keine geringen Forderungen an mich."

„Lieber Großvater!" bemerkte Marcell bescheiden: „für sich selbst würde er Nichts fordern; aber du siehst selbst ein, daß er seinen Freund nicht um seinetwillen in Verlegenheit sehen darf, ohne Alles zu versuchen, um ihn davon zu befreien. Auch wünscht er das Geld ja nur als ein Darlehen von dir zu erhalten."

„Aber die Summe ist zu groß; ich kann sie nicht geben. Meint Herr Leonard denn, der Reichthum seines Schwiegervaters wäre unerschöpflich?"

„Guter Gott! kannst du meinem Vater nicht helfen, Großvater?"

„Ich habe nicht so viel Geld."

„Und ich muß nun zurück, ohne ihm Trost bringen zu können?"

„Zurück? — Mit Nichten sollst du zurück, Junge! — Glaubst du, ich würde zugeben, daß du dich noch einmal den Gefahren aussetzest, denen du kaum noch, nur wie durch ein Wunder, entgangen bist? — Nimmermehr!"

„Und doch muß ich gehen, Großvater. Mein Vater, meine arme Schwester gerathen sonst morgen in tödtliche Angst. — Aber das wäre noch nichts. Die Ungewißheit über mein Schicksal könnte meinen Vater antreiben, sich in tausend Gefahren zu stürzen, und ich würde so vielleicht die Schuld seines Unglücks, seines Todes. — Das wäre mehr, als ich zu ertragen vermöchte. — Nein gewiß, Großvater, du mußt mich gehen lassen."

„Sicherlich nicht. — Glaube nicht, daß ich mich deines Verderbens theilhaftig machen werde. — Nein; ich werde nie der Mitschuldige deines Leichtsinnes sein."

„Großvater!" sagte Marcell, ehrerbietig, aber mit Festigkeit: „ich muß gehen; und zwar sogleich. Es schlägt eben Zwei, und eh' die Sonne aufgeht, muß ich das Lager passirt haben. Kannst du mir Nichts, nicht einmal einen Trost, für meinen armen Vater mitgeben? — Deine liebe Cilly läßt dich auch inständig darum bitten."

„Ich will morgen sehen, ob ich etwas für deinen Vater thun kann; aber ich lasse dich jetzt nicht aus dem Hause. Du bist mein Enkel, der Sohn meiner einzigen Tochter, deren frühen Tod ich noch immer unabläßig betrauere; und doch scheint es mir, als bildetest du dir ein, es wäre mir gleichgültig, ob du lebst oder stirbst."

„Nein, Großvater! ich weiß, du hast mich lieb. Und weil ich das weiß, und weil auch mein Vater und Cilly sehr traurig sein würden, wenn ich sterben müßte, so will ich recht vorsichtig sein, daß mir Nichts zustößt. Und also —"

„Ich lasse dir die Thüre nicht aufschließen."

„So klettere ich über die Gartenmauer!" sagte Marcell, und war mit einem Sprunge durch's Fenster.

„Heiliger Gott!" rief der alte Mann: „Wie rasch ist doch die Jugend! — Marcell! — Marcell! — So höre doch nur; — du wirst doch nicht den schrecklichen Weg umsonst gemacht haben wollen?"

„Kannst du mir Etwas für meinen Vater geben, Großvater?" fragte Marcell und erschien wieder am Fenster; aber in's Zimmer kam er nicht, denn er fürchtete, sein Großvater möchte ihn mit Gewalt zurück halten wollen."

„Ja; Geld kann ich dir zwar nicht geben; aber Wechsel, die dieselben Dienste thun werden. Warte, ich will sie dir schreiben. Komm' herein, du mußt dich ja noch umkleiden. Meine Kleider sind dir viel zu weit, und könnten dir deßhalb leicht auf deinem gefährlichen Wege hinderlich sein; Anton wird die deinigen getrocknet haben. Und du könntest vielleicht auch einen Strick gebrauchen, um leichter über die Mauer zu kommen. Je sicherer, desto besser!"

Hiergegen ließ sich Nichts einwenden; aber Marcell kam doch nicht eher wieder ins Zimmer, bis sein Großvater ihm feierlich versprach, daß er ihn fortlassen wolle, sobald die Wechsel geschrieben seien.

„Hier, Marcell!" sagte der alte Mann endlich, von seinem Schreibtische aufstehend: „diese Wechsel werden deinen Vater aus aller Verlegenheit befreien; sie sind auf seinen Namen geschrieben, so daß nur er allein sie beziehen kann. — Sage deinem Vater, ich hätte Freude an dir gehabt, diese Nacht. — Du bist ein muthiger flinker Junge; aber dein Vater ist auch ein braver Mann, und seine Kinder mögen ihm immerhin die höchste Dankbarkeit beweisen, wie du auch thust."

„Grüße mir Cilly; und dich, mein Sohn" sagte der Greis, den Jüngling in seine Arme ziehend, mit feuchten Augen und zitternder Stimme: „dich nehme Gott in seine heilige Hut und er schütze dich in den tausend Gefahren, denen du entgegen gehst. — Und nun, gute Nacht, mein Kind, und Glück auf deinen Weg."

„Gute Nacht, liebster Großvater! Tausend, tausend Dank für alle deine Liebe und Güte. Und sei nicht bekümmert um mich; sobald als möglich sollst du Nachricht von mir haben. — Ha, Anton, ist das der Strick? — Er wird gute Dienste thun. — Gute

Nacht, gute Nacht. — Gott sei mit Euch und mit mir!"

Mit diesen Worten verschwand Marcell seinem Großvater und dem alten Anton in der dunklen Straße aus den Augen. Der Greis blieb mit einem schweren, kummervollen Herzen zurück. Bald machte er sich Vorwürfe darüber, daß er den jungen Mann fortgelassen habe; bald dankte er Gott für den Muth und die kindliche Liebe, die in Marcell's Herzen glühten, und bald rief er ihn mit Thränen um Schutz und Hülfe für den Jüngling an. Solchergestalt verging ihm die Nacht unter Sorgen und Angst in dem prächtigen Zimmer, wo er vor Marcell's Ankunft sorglos und unbekümmert gesessen hatte; denn zu aufgeregt, um sein Lager zu suchen, war er wieder dahin zurückgekehrt, und er blieb dort bis zum Grauen des Morgens. Dann warf er sich erschöpft auf sein Bett; aber sein Schlaf war unruhig, und seine Träume verkündeten ihm lauter Unheil, und er erwachte nur, um sich neuen Sorgen und Bekümmernissen hinzugeben.

V.

Der schönste lachendste Sommermorgen lag auf der frischen, duftenden Erde, und aller Glanz, alle Schönheit, alle Heiterkeit, die den frühen Stunden eines hellen Junitages eigen sind, schmückten die schöne Gegend um Helmenrodt. Am offenen Fenster seines Wohnzimmers stand Herr Leonard, und schaute hinaus auf das rege fröhliche Leben vor ihm, und ihm war, als sänge die Lerche, die eben wirbelnd zum Himmel emporstieg, ihr helles Jubellied auch für ihn, um ihn zu trösten und zu stärken in seinen Sorgen. Und

sein Herz erhob sich in vertrauensvollem Gebete zu Gott, der mit so viel Weisheit und Liebe seine herrliche Welt erschaffen hat, und der so viel Schönheit und Glück überallhin auf unsere kleine Erde ausgoß; und aus dessen allmächtiger Hand täglich tausend und tausend Freuden strömen über alle seine Geschöpfe.

Ein leiser, schüchterner Schritt störte ihn aus seinen erhebenden Gedanken auf. Er wandte sich um, und erblickte vor sich sein Kind Cäcilie, mit verweinten Augen und todtenbleichem Antlitz

„Was ist dir? fragte der Vater erschrocken; und als ob eine böse Ahnung sein Herz beklemme, fügte er hastig hinzu: „Wo ist Marcell?"

Cäciliens kaum versiegte Thränen flossen auf's Neue. „Marcell, mein Bruder" stammelte sie: „O, mein Vater! er hat ein schreckliches Wagstück unternommen, und ich fürchte — ich fürchte — es hat ein übles Ende genommen."

„Gütiger Himmel!" rief Leonard: „Wo ist dein Bruder?"

„Lieber Vater — er hatte dich gestern Morgen belauscht; aber du mußt ihm nicht zürnen, er hat es aus guter Absicht, und halb unwillkührlich gethan, und —" Thränen hemmten wieder des armen Mädchens Worte.

„Nun — und?" fragte der Vater, in der peinlichsten Unruhe.

„Er hörte, daß du, wenn Alles fehlschlüge, heimlich durch das feindliche Lager in die Festung schleichen wolltest, und um dir zuvorzukommen, damit du dich nicht dieser Gefahr aussetzen solltest, beschloß er — beschloß er —"

„O mein Gott! rief der unglückliche Vater, todtenbleich auf einen Stuhl sinkend: „Und er hat sich diese

Nacht auf den Weg nach A.... gemacht, und ist nicht zurückgekommen?"

„So ist es, so ist es, mein Vater!" sagte Cäcilie, in lautes, unbezwingliches Schluchzen ausbrechend.

„Kind, Kind!" sagte der Vater endlich, nach einer bitteren qualvollen Pause, sein wankendes Haupt von der Brust erhebend: „Warum hast du mir das nicht früher gesagt?"

„Marcell verbot es mir; ich sollte dich erst um sechs Uhr, wenn er dann noch nicht zurück wäre, von seinem Unternehmen benachrichtigen."

„Wann ist er von hier fortgegangen?"

„Es mochte bald Elf sein."

„O mein Gott, mein Gott, der unglückliche Junge!" seufzte der Vater, und dann verstummte er wieder. Cäcilie trat mit müden Schritten an das Fenster, um ihm die Thränen, die sie nicht zu bezwingen vermochte, wenigstens zu verbergen.

Nach einigen Minuten, die in peinlicher, todtengleicher Stille vorübergingen, sagte sie endlich: „Ich habe gedacht, ob ihn der Großvater nicht vielleicht zurückgehalten habe, Vater; sollte das nicht möglich seyn?"

Der Vater schüttelte traurig den Kopf. „Er wird sich nicht haben halten lassen; ich kenne den Jungen zu gut. — Aber, Cilly, Cilly! wußtest du gestern den ganzen Tag um seinen Plan, und verschwiegst ihn mir."

„Ach Vater! Marcell war so muthig, und mir sprach er auch immer Muth ein. Ich glaubte manchmal, es müsse Alles gut gehen; zumal da er sich ja nur aus Liebe zu dem besten, besten Vater in Gefahr begeben wollte."

„Ich will mir Gewißheit verschaffen!" sagte der

S. 35.



Ausführung u. Stich d. Manz' Kunst-Verlag.

Lenzen, Marcell.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Vater plötzlich, stand auf, nahm seinen Hut, und war im Begriffe das Zimmer zu verlassen.

„Lieber, lieber Vater!" rief Cäcilie, sich an seinen Arm klammernd: „Wohin willst du? wohin willst du? — Ach, gehe du nicht auch! — Ist es nicht genug, daß Marcell gegangen, und nicht wiedergekommen ist? — O, ich bitte dich, bleibe du hier! — Geh' du nicht auch fort!"

„Cäcilie!" sagte der Vater ernst: „Du vergissest dich. Soll denn kein Schritt gethan werden zur Rettung deines Bruders, da er noch vielleicht zu retten ist? — Ich bin gewiß, Marcell würde anders für dich gehandelt haben."

Cäcilie ließ den Arm ihres Vaters los, und fiel vor ihm auf die Kniee nieder. „So laß mich thun, was zu thun ist" flehte sie: „aber du, du, mein Vater, begib dich nicht auch in Gefahr!"

„Fasse dich, mein Kind!" erwiederte der Vater ernst, aber in gütigem Tone: „Hier ist keine Gefahr für mich. Ich will blos den Obersten L. aufsuchen, um von ihm, wo möglich das Schicksal unseres armen Marcell zu erfahren."

In diesem Augenblicke erschien ein junges Bauernmädchen mit bleichem, verstörtem Gesicht an der Thüre des Zimmers, und suchte Cäcilien durch Zeichen begreiflich zu machen, daß sie ihr insgeheim Etwas zu sagen wünsche. „Was willst du von mir, Gertrud?" fragte Cäcilie: „Ich kann jetzt nicht zu dir herauskommen."

„Mein Vater ist da, Fräulein; er möchte gern mit Ihnen sprechen."

„So laß ihn hereinkommen, Gertrud."

„Er möchte aber gern allein mit Ihnen sprechen;" sagte das Mädchen in gesenktem Tone, und mit einem verlegenen Blick auf Herrn Leonard.

„Ach!“ sagte dieser: „vielleicht weiß er etwas von Marcell. Betrifft die Angelegenheit deines Vaters meinen Sohn, Gertrud? — So? — Gut! so laß ihn hereinkommen.“

„Nichts für ungut, Herr Leonard!“ sagte der alte Gärtner, in das Zimmer tretend, und seinen alten abgegriffenen Hut verlegen in den Händen drehend: „Nichts für ungut; aber ich möchte den jungen Herrn sprechen, Herr.“

„Er ist nicht zu Hause, Staring.“

„Daß sich Gott erbarm'! — Wo ist er denn?“

„Ich weiß es nicht, Martin.“

„Nun dann ist das Unglück da!“ platzte Martin heraus, der seine traurige Kunde vorsichtig anzubringen beschlossen hatte, dem aber das Herz einmal mit dem Verstande davon lief.

„Welches Unglück, Martin?“ fragte Leonard. „Glaubt ihr, daß meinem Sohne etwas Schlimmes widerfahren sei?“

„Ja, daß sich Gott erbarm', Herr! etwas sehr Schlimmes.“

„Und was ist es denn?“ fragte der geängstigte Vater, und mußte sich niederlassen, so erschüttert und angegriffen fühlte er sich: „Was soll ihm begegnet sein, Staring?“

„Herr, sie haben ihn gefangen genommen und übermorgen soll er geköpft und gehängt werden, ein so hübsches, junges Blut.“

Mit einem lauten, herzzerschneidenden Schrei sank Cäcilie zu Boden, und klammerte sich, bleicher als eine Todte, an ihres Vaters Knie. Dieser hatte sein erblaßtes Haupt tief herabgesenkt, er stöhnte leise, und rang gewaltsam, wiewohl vergeblich, nach Fassung und Kraft. Endlich hatte er sich so weit

erholt, daß er, obgleich mit gebrochener, unsicherer Stimme, fragen konnte: „Staring, wie kommt Ihr zu dieser schrecklichen Nachricht?“

„Wie ich dazu gekommen bin, Herr? — O, bei mir liegt einer von den Jägern im Quartier, die diese Nacht Wache halten mußten; und als er vor einer Stunde nach Hause kam, erzählte er, sie hätten um drei Uhr diesen Morgen einen hübschen, feinen Jungen festgenommen, der sich durch das Lager hätte schleichen wollen; er hätte ganz schöne, feine Kleider angehabt, aber keine Strümpfe und Schuhe. Sehen Sie, Herr, ich hatte kein Arg darin. Wie konnte ich denken, daß unser junger Herr vor Tag durch's Lager schleichen würde. — S'ist ja schlimmer als Hundtagstollheit, Herr. — Da kömmt aber vor einer Viertelstunde mein Jörgen nach Haus, der im Wald gewesen war, um Birken für Besen abzuschneiden — Sie wissen, daß Sie's uns erlaubt haben, Herr — nun, kömmt da der Jörgen aus dem Wald' heim, und bringt ein Paar Strümpfe und ein Paar Stiefel mit, Herr, so fein säuberlich gearbeitet und mit so schmalen Sohlen, wie sie Michel Mertens — s'ist der beste Schuhmacher im Dorfe — in seinem Leben nicht machen kann. Ich krieg' dem Jungen die Sachen ab, und denke, die könnten wohl dem Gefangenen gehören; und wie ich nach dem Zeichen in den Strümpfen sehe, heißt's M. L. — Ich denke, Herr, der Schlag soll mich rühren; s'ist unseres jungen Herrn Zeichen. Ich spreche mit meiner Frau darüber, und die sagt mir, ich soll hierhin gehen, und mich erkundigen, ob der junge Herr zu Hause ist; und da ich nun höre, daß er's nicht ist, so kann's gewiß und wahrhaft kein Anderer sein, den sie gefangen genommen haben, Herr.“

Leonard hatte mit unbeschreiblicher Spannung der langen, oft abschweifenden Rede des Gärtners zugehört, und als er schwieg, fragte er im matten Tone: „Habt Ihr die Stiefel bei Euch, Martin?"

„Nein, ich hab' sie zu Hause, Herr."

„So holt sie!" sagte der bekümmerte Vater, und der Gärtner ging.

„Lieber Vater, hast du noch Hoffnung, daß es Marcell nicht ist, den sie gefangen genommen haben?" fragte die arme Cäcilie, deren weiches, junges Herz sich noch immer sträubte, das Schlimmste zu glauben. Aber der Vater erwiederte in traurigem Tone:

„Nein, Hoffnung habe ich nicht mehr, mein Kind; aber wir müssen doch erst suchen Gewißheit über sein Schicksal zu erlangen, ehe wir etwas zu seiner Rettung unternehmen."

Vater und Tochter verharrten nun in völligem, trostlosem Schweigen, bis der alte Gärtner wieder erschien. Ein Blick auf die Fußbekleidung, die er mitbrachte, genügte, um die Trauernden zu überzeugen, daß sie dem geliebten Vermißten gehöre. Cäcilie brach beim Anblicke der Kleidungsstücke, die ihr Bruder noch auf seinem gefährlichen Wege getragen hatte, auf's Neue in heiße, bittere Thränen aus. Der Vater seufzte tief auf, erhob sich von seinem Stuhle, und sagte ruhig:

„Es wäre Unsinn, jetzt noch bezweifeln zu wollen, daß er der Gefangene ist. — Mein armer Marcell! — Aber müßige Klagen können ihm nicht helfen. — Der Oberst hat mir gestern meine Bitte abgeschlagen, mir heute eine Besprechung mit dem General zu verschaffen; jetzt muß er sie gewähren. — Suche dich zu fassen, liebe Cäcilie; vielleicht nehme ich dich mit zu dem General. — Du hast ein freundliches Gemüth

und eine weiche Stimme und bist noch so jung. Es könnte sein, daß der strenge Kriegsmann nicht so taub für das Flehen der Schwester als für die Bitten des Vaters wäre. — Darum suche dich zu fassen, mein Kind, und bete zu Gott, daß er dir Kraft verleihe zu dem schweren Schritte, den du vielleicht heute noch thun mußt. — Küsse mich, mein Kind, und denk' an meine Worte. In einigen Stunden bin ich wieder bei dir; bis dahin möge dich Gott beschützen, daß dir nicht auch ein Unglück zustoße, wie deinem armen Bruder."

Seine Stimme brach in sanftem Weinen, und Cäcilie warf sich stumm und schluchzend an seine Brust, nachdem sie vergeblich nach Worten gerungen, um seinen väterlichen Abschiedsgruß zu erwiedern.

VI.

Es war eben ein Sturm auf die belagerte Festung vorüber. Die Stürmenden waren von der kleinen Besatzung von A...., der man nicht so viele Stärke zugetraut hatte, mit großem Erfolge zurückgeschlagen worden, und zerstreuten sich mißmuthig im Lager, denn der General hatte beschlossen, erst am Nachmittage den Angriff auf die Festung zu erneuern, weil der Tag ungewöhnlich schwül war, und die Sonne, besonders in den Mittagsstunden, ihre Strahlen mit ungemildeter Glut auf die Kämpfenden sandte.

Als der Oberst L. vom Pferde stieg, um in sein Zelt zu treten, wurde ihm gemeldet, ein Herr in Civilkleidern warte auf ihn, und wünsche dringend, ihn zu sprechen. Der Oberst, ermüdet von den Anstrengungen des Sturmes, und mißmuthig über das Mißlingen desselben, trat mit finsterer Miene in das

Zelt, und den Harrenden kalt und gleichgültig grüßend, sagte er in beinah unfreundlichem Tone: „Ach, sind Sie es wieder, mein Herr Leonard?"

„Ich bin es wieder, Herr Oberst!" erwiederte Leonard, ihm lebhaft entgegentretend: „und ich bin gekommen, die Bitte, die Sie mir gestern abschlugen, heute zu erneuern."

„Ich habe Ihnen gestern schon bemerkt" versetzte der Oberst: „daß es vergeblich seyn würde, den General um die Erlaubniß zu einem Besuch in die Festung anzugehen. Warum wollen Sie sich einer abschlägigen Antwort aussetzen, die noch dazu nicht im schonendsten Tone ausgesprochen werden möchte?"

„Ich muß dennoch den General sprechen" erwiederte Leonard: „Ich bin nicht in einer Lage und in einer Stimmung, wo kleine Unannehmlichkeiten mich abschrecken könnten oder dürften. Das Leben meines Kindes, meines einzigen Sohnes, hängt vielleicht von meiner Unterredung mit dem General ab."

„Wie? Was sagen Sie?" fragte der Oberst erstaunt.

„Mein Sohn hatte gehört" nahm Leonard wieder das Wort: „Wie wenig ich hoffen dürfte, von dem General die Erlaubniß, in die Festung zu geh'n, zu erhalten. Er wußte, daß der Wohlstand meines Freundes und meine eigene Ehre und Ruhe von diesem Besuche abhing. Er hat gestern Abend heimlich mein Haus verlassen, und muß versucht haben, heimlich durch das Lager in die Festung zu kommen. Der Versuch ist aber, allem Anscheine nach, mißlungen. Mein Sohn ist nicht nach Hause zurückgekehrt, und die erste Nachricht, die ich diesen Morgen vernahm, war die unselige von seinem Verschwinden, und die gleichzeitige von der Verhaftung eines jungen Mannes,

den man auf dem Versuch, durch das Lager zu schleichen, ertappt habe."

„Mein Gott! so war das Ihr Sohn? — Der unglückliche junge Mann!" rief der Oberst aus.

„Ja wohl, der Unglückliche!" wiederholte der bekümmerte Vater: „Ich flehe Sie an, Herr Oberst, verschaffen Sie mir Zutritt bei dem General."

„Wußten Sie um Ihres Sohnes Gang durch das Lager?" fragte der Oberst, Leonard scharf beobachtend.

„Ob ich darum wußte?" rief der unglückliche Mann: „Ich selbst war entschlossen, diesen Schritt zu thun, wenn mir der General die Erlaubniß, meinen Schwiegervater zu besuchen, verweigerte. — Aber ich sollte mein Kind auf diesen gefährlichen Weg geschickt haben! — nimmermehr!"

„Ich glaube Ihnen!" sagte der Oberst; „und ich will versuchen, Ihnen Zutritt bei meinem Vorgesetzten zu verschaffen. Aber machen Sie sich keine zu großen Hoffnungen, selbst wenn er Sie vor sich lassen sollte. — Er ist ein strenger Mann."

„Hat General D. keine Kinder?" fragte Leonard.

„Eines; — eine einzige Tochter; ein schönes, liebenswürdiges Mädchen. Ich glaube, er liebt sie sehr."

„O, Gott sei Dank!" rief Leonard: „so wird er doch zu erweichen sein. Ich habe auch eine Tochter; meines armen Marcell einzige Schwester. Sie soll für ihren Bruder bitten. Vielleicht erinnert sie den General an sein eigenes, schönes Kind."

„Ja, bringen Sie ihre Tochter mit;" sagte der Oberst: „es könnte von Nutzen sein."

„Und wann, wann soll ich kommen?"

„Wenn es möglich ist, nach Verlauf von drei

Stunden; ja später nicht. Dann wird das Mittagsessen des Generals eben vorüber sein, und er ist dann gewöhnlich in der besten Laune. Fragen Sie nur nach dem Zelte des Sergeanten N.; es steht dem des Generals gerade gegenüber; Sie können dort warten, bis ich Sie rufen lasse. Ich speise heute mit dem General, und werde den geeignetesten Zeitpunkt zur Förderung Ihrer Wünsche zu treffen suchen. — Sergeant N. ist ein ordentlicher Mann; ich werde ihn von Allem, was er zu wissen braucht, gehörig in Kenntniß setzen, und er wird Sie und Ihre Tochter mit Anstand und Achtung behandeln."

„Herr Oberst!" sagte Leonard: „Sie wissen nicht, nein, Sie können nicht wissen, zu welch' unendlichem Danke Sie mich verpflichten. Ich —"

„Verzeihen Sie!" unterbrach ihn der Oberst: „Ich glaube, ich habe Sie unfreundlich empfangen, und kann mir das nicht vergeben, obgleich blos meine Ermüdung und mein Mißmuth über den verunglückten Sturm daran Schuld waren. — Aber, wie gesagt, ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen wenigstens eine Unterredung mit dem General zu verschaffen."

„Möge Gott Sie dafür segnen!" erwiederte Leonard: „Und jetzt erlauben Sie, daß ich Sie verlasse. Ich will meine Tochter abholen, und ich glaube, wir werden unsere Zeit nöthig haben, wenn wir zur rechten Stunde bei dem Zelte des Generals D. eintreffen wollen.

VII.

Es wird jetzt Zeit für uns, daß wir zu dem kühnen Marcell, den wir, von so vielen Gefahren

umringt, verließen, zurückkehren. Er erreichte, nachdem er seines Großvaters Haus verlassen hatte, ohne einen Unfall die Stadtmauer, und kam, vermittelst des mitgenommenen Strickes glücklich hinüber. Aber er hatte aus Furcht von einer Schildwache bemerkt zu werden, eine andere Stelle zum Uebersteigen der Mauer gewählt, als diejenige, auf welcher er in die Stadt gelangt war, und als er sich jetzt außerhalb der Festung umschaute, entdeckte er mit Schrecken, daß der Punkt, wo er sich befand, in der Nähe eines großen Wachtfeuers, und, was das Schlimmste war, völlig frei von Gräben, Hecken und Gesträuchen war. Er sah klar die Gefahr, die ihn hier umgab, und er entschloß sich, um ihr zu entgehen, sich flach auf den Boden niederzuwerfen, und so einem kleinen Birkengehölze zuzukriechen, das sich an einem Ende der nackten Fläche befand, auf welcher er stand, und das nicht über einige hundert Schritte von dem Bache entfernt war, durch welchen er vorhin mit so weniger Gefahr gewatet hatte. Er führte auch sofort diesen Entschluß aus, so schwierig, anstrengend und ermüdend diese Art des Fortkommens auch für ihn war, und so viele Zeit sie auch erforderte; und, wie eine Schlange am Boden hinkriechend, näherte er sich glücklich dem Gesträuch bis auf wenige Schritte, als ihm mit einem Male ein plötzliches, lautes Halt, das ganz in seiner Nähe ertönte, das Blut in den Adern gerinnen machte. Ein Wachsoldat, der am Rande des Gehölzes postirt war, und den der Schatten der Birken seinem Auge bisher entzogen hatte, sprang plötzlich aus dem Dunkel hervor, und befahl ihm, die Mündung seines Gewehres gegen Marcell's Kopf richtend, augenblicklich seinen Namen zu nennen; widrigenfalls werde es seine Pflicht sein, ihn sofort niederzuschießen.

Marcell war im ersten Augenblicke in Versuchung, sich auf den Soldaten zu werfen, ihm sein Gewehr zu entreißen, ihn mit seiner eigenen Waffe niederzustrecken, und dann die Flucht zu ergreifen. — Aber im besten Falle, selbst wenn er, der Waffenlose, der Sieger des Bewaffneten blieb, was doch sehr zweifelhaft war, mußte der Lärm des Kampfes die nächsten Wachen aufmerksam machen, Marcell wurde dann unfehlbar gefangen genommen, und seine Lage war, wenn er eine Wache verwundet, oder gar getödtet hatte, nur noch mehr erschwert.

Diese Gedanken folgten sich schnell und blitzähnlich in seinem Kopfe; und der Erfolg davon war, daß er ruhig am Boden blieb, und der Schildwache seinen Namen nannte.

„Leonard Marcell?" fragte der Soldat „und was machst du hier? — Wo kömmst du her?"

„Ich bin aus Helmenrodt" sagte Marcell, aber der Soldat unterbrach ihn:

„Lüge nicht! — Aus Helmenrodt? — Ich habe dich schon lange im Auge gehabt. Du kömmst von der Festung her; was machst du hier im Lager, Bursche?"

„Wirklich!" betheuerte Marcell, noch immer am Boden liegend: „Wirklich, ich bin aus Helmenrodt, und möchte gern dahin zurück. Ich habe nichts Böses, nichts Feindliches im Sinne, und ich bitte dich, laß mich meines Weges zieh'n."

„Nichts Böses? nichts Feindliches?" sagte der Soldat: „wie kann ich wissen, was du im Sinne hast? — Und wenn du aus Helmenrodt bist, was hast du in A.... zu thun?"

„Ich habe meinen Großvater besucht, der in der Stadt wohnt" erwiederte Marcell.

„Besucht? — Es ist jetzt auch die rechte Zeit,

um Besuche zu machen: bei Nacht und Dunkel und im Kriege noch dazu. Und dein Großvater muß ja leben wie eine Eule, die Nacht in Tag verkehrt, wenn er um diese Stunde Besuch annimmt. — Geh'! ich bin nicht so dumm, dir zu glauben."

„Und dennoch habe ich die Wahrheit gesagt."

„Ei — und was hattest du denn bei deinem Großvater so Wichtiges zu thun? — Etwas Wichtiges muß es doch sein, sonst —"

„Hierüber bin ich dir keine Rechenschaft schuldig!" sagte Marcell unwillig: „Entweder du lässest mich geh'n, oder —"

„Nun — was oder?" unterbrach ihn der Soldat spöttisch.

„Oder du übergibst mich deinem Vorgesetzten; und dann habe ich bei ihm zu verantworten, was ich gethan habe, nicht bei dir."

„Ei, seht doch! der Spion spielt den Stolzen —"

„Spion!" rief Marcell, und sprang, aller seiner beabsichtigten Vorsicht und Mäßigung vergessend, heftig auf; „Spion! — Sage das Wort noch einmal, und —" — — Der erhitzte, unkluge Jüngling ergänzte seinen abgebrochenen Satz durch eine wilde, drohende Geberde gegen den Soldaten; dieser aber trat einen Schritt zurück, legte ruhig auf ihn an, und rief mit lauter Stimme die nächste Wache an. Bald hörte Marcell den antwortenden Ruf durch das ganze Lager schallen, und jetzt sah er ein, daß er im nächsten Augenblick ein, auf Tod und Leben angeklagter Gefangener seyn werde.

Einen Athemzug lang fühlte er sich durch diese trostlose Vorstellung so erschüttert, daß ihm das Bewußtsein fast schwand; aber der Gedanke, daß Ruhe und Besonnenheit die einzigen Hülfsmittel seien, die

ihm noch blieben, gab ihm im nächsten Augenblick seine volle Besinnung zurück. Er blieb also ruhig stehen, kreuzte, ohne die mindeste Besorgniß oder Unbehaglichkeit zu verrathen, seine Arme auf der Brust, und sah mit festem Auge einer kleinen Abtheilung von Soldaten entgegen, die sich vom nächsten Wachfeuer aus der Stelle näherten, wo er sich befand, offenbar in der Absicht, ihn gefangen zu nehmen.

„Wahrhaftig!" sagte der Soldat, der noch immer mit gespanntem Hahn ihm gegenüber stand: „Der Bursche kennt keine Furcht. Schade, daß er morgen baumeln muß."

„Du brauchst mich nicht zu bedauern!" versetzte Marcell: „Wenn du mir wirklich wohl wolltest, warum ließest du mich nicht gehen? — Jetzt wirst du den Tod eines Unschuldigen zu verantworten haben."

„Oho!" sagte der verhärtete Kriegsmann im gleichgültigem Tone: „du bist doch ein Spion."

Marcell wollte wieder aufbrausen; aber im nächsten Augenblick besann er sich auf seinen Vorsatz, ruhig zu bleiben, und nachdem er seinen Gefährten blos mit einem kalten Blicke gemessen hatte, schaute er wieder den Wachen entgegen, die sich ihm jetzt bis auf wenige Schritte genähert hatten.

„Warum hast du angerufen, François?" fragte der Korporal der Wache, der mit zwei Gemeinen auf dem Platze erschien: „Wen hast du da aufgegabelt?"

„Ich habe einen Spion gefangen genommen, Herr Korporal!" erwiederte der Soldat mit fester, militärischer Haltung, durch die aber der Stolz über die große That, die er vollbracht zu haben meinte, deutlich durchschimmerte.

„So — einen Spion? — Was hattest du denn hier zu spioniren, mein Junge?" fragte der Korporal

in einem Tone, der den Gefangenen, wie er glaubte, zutraulich machen, und zum Geständniß bewegen sollte: „Was hattest du zu spioniren, mein Sohn?"

„Nichts!" antwortete Marcell.

„Nichts? —" wiederholte der Korporal, ein Wenig außer Fassung gebracht: „Eh — eh — hem — was thatest du denn aber hier, mein Junge?"

„Nichts!" erwiederte Marcell! unerschütterlich.

„Nichts? — nichts? —" fragte der Korporal, seinen großen, dicken Kopf bedeutsam schüttelnd: François, ist das wahr? — that er hier Nichts?"

„Er that wohl was, Herr Korporal!" erwiederte François: „er spionirte."

„Er spionirte?" fragte der Korporal wieder: „Und was hat er denn ausspionirt?"

„Daß der Korporal vom elften Regiment*) ein Dummkopf ist!" platzte Marcell heraus, denn der Jüngling fing bereits mit der, der Jugend eigenen, leichtsinnigen Unbefangenheit, an, seine Gefahr zu vergessen, oder doch gering zu achten, und sich an dem Betragen seiner Wächter zu belustigen.

„Wa — was, ein Dummkopf!?" lallte der Korporal, beinahe von Sinnen vor Schrecken und Verwunderung: „Ihr hört's, Ihr könnt's bezeugen, Kameraden! Er hat ausspionirt, daß der Korporal vom Elften ein Dummkopf ist."

„Gewiß!" sagte Marcell mit erzwungenem Ernst: „Ich selbst will es nöthigenfalls auch beschwören."

„Unglücklicher, junger Mensch!" sprach der Korporal mit einer Miene, die großmüthiges Bedauern

---

*) Er erkennt den Rang des Korporals, und die Truppen-Abtheilung, zu welcher er gehört, an der Uniform desselben.

ausdrücken sollte: „Ihr bringt Euch selbst um den Hals, wenn Ihr das beschwört.“

„Und dennoch“ sagte Marcell: „werde ich die Wahrheit nicht läugnen können.“

„So folgt mir!“ sprach der Korporal mit Wichtigkeit: „und ich bitte Euch, sprecht eben so aufrichtig mit dem Hauptmann, als Ihr mit mir gethan habt.“

„Herr Korporal!“ rief François: „Ihr müßt aber nicht vergessen, anzumerken, daß ich es eigentlich bin, der ihn gefangen genommen hat.“

„Nein, François, ich werde das nicht vergessen, obgleich ich an vielerlei auf Einmal zu denken habe. Erstens: daß du ihn gefangen hast; zweitens: daß er Nichts gethan hat; drittens: daß er ein Spion ist, und viertens: „daß ich — daß ich — nun, der Hauptmann soll schon hören, was ich bin; der Hauptmann soll es früh genug erfahren, was ich bin!“

„Wenn er es nicht lange schon gemerkt hat,“ murmelte Marcell, als sie ihn fortführten, das Lachen nur mühsam unterdrückend: „so ist er dasselbe, was sein Korporal ist.“

Nach Verlauf einer Viertelstunde stand Marcell mit seinen Begleitern vor dem Hauptmann der Wache, der ihn bei dem ungewissen Lichte des erlöschenden Feuers und des aufdämmernden Morgens scharf betrachtete. Dann wandte er sich an den Korporal und fragte:

„Wo habt Ihr diesen jungen Mann gefangen genommen?“

„Ich habe ihn nicht gefangen genommen, Herr Hauptmann.“

„Nicht? — Wer hat es denn gethan?“

„François, Herr Hauptmann.“

„Nun, wo hat François ihn denn gefangen genommen.“

„Dort am Birkenbusch, Herr Hauptmann."

Warum nahm ihn François denn fest? — Was beging er Verdächtiges?"

„Ja, Herr Hauptmann!" sagte der Korporal: „er beging viererlei Verdächtiges" und fuhr dann an den Fingern zählend fort: „Erstens, that er Nichts —"

„Nichts?!" rief der Hauptmann.

„Ja, Herr Hauptmann! — Erstens that er Nichts — ich habe dieses Alles selbst aus ihm herausgebracht — erstens that — er — — nein — erstens hat François ihn gefangen genommen, zweitens that er Nichts, drittens ist er ein Spion, und viertens hat er ausspionirt, daß ich ein Dummkopf bin."

„Nun, das wird ihm eben nicht schwer geworden sein" meinte der Hauptmann, mit Mühe den gehörigen Ernst beobachtend.

„Er hat es aufrichtig bekannt" betheuerte der Korporal mit großem Eifer: „und meine Kameraden können's bezeugen, und er hat versprochen, daß er's auch selbst beschwören will."

„Was sagt Ihr zu den gegen Euch vorgebrachten Beschuldigungen?" fragte jetzt der Hauptmann Marcell mit strenger Miene.

„Nur die letzte ist eine wahre" sagte Marcell: „Ich habe ausspionirt — oder nein — es ist mir vielmehr aufgefallen, daß der Korporal vom eilften Regiment ein Dummkopf ist; was wahrlich nicht meine Schuld ist." — Der Hauptmann konnte hier ein flüchtiges Lächeln nicht unterdrücken. — „Ein Spion aber bin ich nicht" fügte Marcell im ernsteren Tone hinzu.

„Was aber thatet Ihr zu solcher Stunde und in solchem Aufzuge im Lager?"

„Ich suchte eine theure, eine heilige Pflicht zu erfüllen."

„Mit einer so unbestimmten Antwort darf ich mir nicht genügen lassen. Ich muß auf der Forderung bestehen, daß Ihr mir offen bekennt, welche Absicht Euch diese Nacht in das Lager führte."

„Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Hauptmann. Werden Sie selbst in dieser Sache mein Richter sein, oder wird mein Schicksal noch in andere Hände gegeben werden?"

„Wozu das? — Das kann Euch gleichgültig sein."

„Durchaus nicht. Ich kam in keiner sträflichen Absicht in das Lager, und werde die Gründe, die mich zu diesem Gange bewogen, nicht verhehlen; aber ich werde sie auch nur da offen darlegen, wo man ein Recht hat, mich darüber zu befragen."

„Eigentlich stände dies Recht mir auch wohl zu," sprach der Hauptmann, der ein braver und rechtlicher Mann war: „und wahrscheinlich werde ich dem Kriegsgerichte, das über Euch gehalten werden wird, beiwohnen, und also Alles erfahren, was Ihr zu Eurer Vertheidigung anführen könnt. Aber ich werde Euch nicht mit müßiger Neugierde quälen; Eure Lage ist ohnehin mißlich genug. Joseph!" rief er einem Soldaten zu: „Nimm noch Zwei zu dir, und bewache diesen Mann in meinem Zelt. Laß Niemand mit ihm sprechen, und verliere ihn nicht aus den Augen, bis ich wiederkomme; behandelt ihn aber anständig. — Ich will selbst geh'n und dem General Rapport über diesen Vorfall erstatten, sobald meine Wache abgelaufen ist."

Als sich Marcell mit seinen Wächtern im Zelte des Kapitän's sah, drangen sich alle Schrecknisse und Gefahren seiner Lage seinem Geiste gewaltsam auf. Er hatte bisher absichtlich das furchtbare Schicksal, das ihn bedrohte, vor sich selbst verborgen, wie denn

die Jugend es oft hinausschiebt, sich auch nur in Gedanken mit einem, selbst unabwendbaren Uebel zu beschäftigen; aber Marcell hatte doch aus einem besseren Beweggrunde, als aus bloßem Leichtsinne, es bisher vermieden, über sein schlimmes Geschick nachzusinnen. Er wünschte nämlich Denjenigen, in deren Hände sein Schicksal gegeben war, kein Zeichen von Schwäche oder Furcht zu verrathen. Deßhalb behielt er auch jetzt, als er es nicht mehr vermeiden konnte, die Schrecken in's Auge zu fassen, mit denen seine Zukunft bedroht war, äußerlich ein ruhiges, gleichgültiges Wesen bei, und suchte seine Sorgen und Befürchtungen nur durch ein stummes, inneres Gebet zu erleichtern; denn sein natürlicher Stolz gab ihm den festen Entschluß ein, eher das Schlimmste ohne einen Seufzer zu ertragen, als seinen Wächtern auch nur die leiseste, ängstliche Regung seines Innern zu verrathen.

VIII.

Der Morgen war schon weit vorgerückt, als dem Gefangenen der Befehl überbracht wurde, sich in das Zelt des Generals D. zu begeben. Von diesem also, von dem Manne, dessen Strenge, ja, dessen Härte zum Sprichwort geworden war, hing sein Schicksal ab. Der Jüngling fühlte ein schauderndes Zucken durch alle seine Nerven gleiten, als sich ihm dieser Gedanke lebhaft aufdrang; aber er faßte sich gewaltsam und folgte mit festem Schritt und ruhigem Blick seinen Führern in das Zelt des Feldherrn.

Dieser saß, umgeben von seinen Adjutanten und mehreren andern Offizieren, unter welchen Marcell auch den Hauptmann von der Wache erkannte, der ihn aus den Händen des klugen Korporals übernom-

men hatte, an einem mit Waffen, Charten und Papieren aller Art bedeckten Tische. Er heftete, als Marcell in der Mitte seiner Wachen eintrat, einen scharfen, durchdringenden Blick auf den Jüngling und befragte ihn in rauhem, strengem Tone um Namen, Alter und Stand.

Nachdem der junge Mann diese Fragen genügend beantwortet hatte, fuhr der General in seinem Verhör weiter fort und Marcell erzählte nun offen und wahrheitsgemäß die Veranlassung seines nächtlichen Ganges und den Verlauf desselben, bis zu dem Augenblicke, als er von dem Korporal den Händen des Kapitäns übergeben wurde. Seine Kleider wurden jetzt auf Befehl des Generals auf's Genaueste durchsucht, und die Anwesenden schöpften einige Hoffnung für sein Leben, als man, außer den Wechseln, die er seiner Angabe nach von seinem Großvater erhalten hatte, nichts bei ihm fand. Aber diese günstigen Voraussichten waren nicht von Dauer.

„Meine Herren!" sagte der General, der aus den mitleidigen Blicken, die einige Offiziere auf Marcell warfen, die nachsichtige Stimmung derselben für den Gefangenen entnahm: „Meine Herren, Sie scheinen ein günstiges Vorurtheil für diesen Gefangenen gefaßt zu haben; es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich diese Ihre Meinung durchaus nicht theilen kann. — Es ist wahr — wir haben diese Wechsel, von denen der Gefangene behauptet, sie von seinem Großvater zu einem unsträflichen Zwecke erhalten zu haben, bei ihm gefunden; aber wer verbürgt uns die Wahrheit seiner Aussage in Betreff derselben? — Kann er sie nicht eben so gut als Belohnung für einen, unsern Feinden geleisteten Dienst erhalten haben? — Wer weiß, welche Nachrichten oder Ver-

haltungsbefehle er der widerspenstigen Besatzung jener Festung überbracht hat."

„Aber die Summe ist so bedeutend" wendete einer der Offiziere ein: „Der Lohn wäre unverhältnißmäßig groß gegen den Nutzen, den eine solche Sendung, als Ew. Excellenz annehmen, daß er ausgeführt habe, dem Feinde bringen könnte."

„Wohl wahr!" erwiederte General D., allein wer versichert uns, daß die ganze Summe für ihn bestimmt ist? — Diese Wechsel sind vielleicht auch bestimmt, den Geldmangel des Feindes einigermaßen zu verringern."

„Ew. Excellenz Bemerkungen sind sehr scharfsinnig," sprach der Hauptmann, der Marcell dem General übergeben hatte; „aber sollte der Gefangene nicht dennoch die Wahrheit geredet haben können? — Wenn Alles sich so verhält, wie er angibt, so könnte man das ja von seinem Vater, der sich seiner Aussage nach, in Helmenrodt aufhalten muß, erfahren."

„Glauben Sie, Herr Kapitän," sagte der General unwillig: „daß diese Leute bei ihren gefährlichen Planen, im Falle des Mißlingens derselben, nicht die nöthigen Ausreden miteinander verabredet hätten? — Zudem, meine Herren, wir sind Soldaten, die sich in einem Feldzuge befinden; wir können uns nicht mit den Weitläufigkeiten eines Civil-Processes befassen. — Es steht uns nur zu, zwei Fragen aufzuwerfen und zu beantworten. Die erste lautet: „Ward der Gefangene als Spion verhaftet?" — Die zweite: „Kann er ausweisen, daß er dennoch keiner ist?" — Von der genügenden Beantwortung dieser beiden Fragen hängt unser Urtheil und das Schicksal dieses Menschen ab."

Die erste Frage, die der General in seiner

kurzen Proceßordnung aufwarf, war bald beantwortet. Der Hauptmann, der Korporal, seine Untergebenen und der Wachsoldat François bezeugten sämmtlich, daß Marcell unter sehr verdächtigen Umständen als Spion aufgegriffen worden sei. Die Beantwortung der zweiten Frage fiel eben so sehr zum Nachtheile des unglücklichen, jungen Mannes aus. Sein Wort, als Angeklagter, konnte seinen Richtern nicht genügen; Alles, was er vorbringen konnte, war nicht vermögend ihren Verdacht zu zerstreuen. Die Offiziere, obgleich sie sämmtlich Mitleid mit der Jugend des Gefangenen empfanden, wagten nicht der Ansicht ihres Feldherrn, die sie eigentlich selbst theilten, zu widerstreben, besonders da sie einsahen, daß Marcell, selbst wenn seine Aussagen wahr sein sollten, schon durch seinen heimlichen Gang in die feindliche Festung, nach den Regeln des Kriegsgerichtes, das Leben verwirkt hätte. — Und so wurde denn nach kurzer Berathung das Urtheil über den Unglücklichen dahin ausgesprochen, daß er am folgenden Morgen, im Angesichte der Festung und des Lagers, als Spion erhängt werden solle.

Als dies furchtbare Urtheil das Ohr des Gefangenen erreichte, machte einen Augenblick seine jugendliche, heiße Lebenslust ihr Recht auf ihn geltend. Es war ihm, als würden sein theurer Vater, seine liebe, holde Schwester ihm in diesem Augenblick mit eisernen Krallen von dem blutenden Herzen gerissen. Alle Freuden und Spiele seiner heitern, glücklichen Kindheit gingen plötzlich, wie in einem Zauberspiegel, an seiner Seele vorüber, und schienen dann mit ihrem schönsten, liebsten Schauplatz, dem sonnigen, blühenden Garten zu Helmenrodt, in einen finstern, bodenlosen Abgrund zu sinken. Es war ihm, als ob eine kalte,

riesige Hand sich vor ihm ausstrecke und ihm die leuchtende Sonne und die lachende Erde mit ihrem schwarzen Schatten überhülle. Bleich und starr blickte er vor sich nieder, und seine kalte, geöffnete Lippe schien die Luft, die schwer und beengend auf seine Brust drückte, kaum einathmen zu können. Aber das Bewußtsein seiner Unschuld und der Wunsch, selbst seinen strengen Richtern Achtung einzuflößen, gaben ihm schon im nächsten Momente den vollen Gebrauch seiner Selbstbeherrschung zurück. Mit der der Jugend eigenen Leichtigkeit und Schnellkraft, zog er seine Gedanken von den ihm bevorstehenden Schrecknissen ab, um sie einzig auf das hinzulenken, was ihm im Andenken der Menschen seine Ehre bewahren, und was der Erinnerung seines Vaters und seiner Schwester den Stachel der Schmach benehmen, und ihr den Trost einer erhöhten Liebe für den Verlorenen beifügen mußte. Die blühende Farbe des Lebens und der Gesundheit kehrte auch sofort auf seine erbleichten Wangen zurück, und sein dunkles, glänzendes Auge ruhig und fest auf den General heftend, sagte er in besonnenem und klarem Tone:

„Ew. Excellenz haben einen Unschuldigen verurtheilt; aber Sie glauben Ihre Pflicht erfüllt zu haben, und das mag auch wohl so sein. Es steht mir nicht zu, hierüber zu urtheilen; doch sei es mir erlaubt, hier auszusprechen, daß mein Herz eben so frei von Groll und Haß gegen Sie und meine übrigen Richter, als von dem Bewußtsein einer Schuld ist. — Dürfte ich hoffen, Ew. Excellenz nicht zu sehr zu belästigen, so würde ich es wagen, diesen Worten noch eine Bitte beizufügen, deren Erfüllung mir sehr am Herzen liegt.“

„Sprechen Sie!“ sagte der General, sich wider

Willen überrascht und gerührt fühlend durch die ungeheuchelte Ruhe, womit er einen so jungen Mann einem so furchtbaren Geschick entgegengehen sah: „Sprechen Sie — ich werde sehen, ob ich Ihren Wunsch erfüllen kann.“

„Ew. Excellenz!“ nahm Marcell wieder das Wort: „ich weiß sehr wohl, daß es mir nach meinem Tode sehr gleichgültig sein wird, auf welche Weise ich aus dem Leben gerissen worden bin; auch kann Demjenigen, der den Tod selbst nicht scheut, die Art des Sterbens nur von geringer Wichtigkeit sein. — Aber ich habe einen ehrwürdigen Vater und eine junge, geliebte Schwester; ich hätte die Stütze beider sein sollen, dem Einen die Beschwerden des Alters erleichternd und die Jugend der Andern bewachend; — das wird nun nicht so kommen — doch, das ist vorbei. — Allein sie, die mich lieben, und die ich nie genug lieben kann, sie werden meinen frühen, gewaltsamen Tod überleben, und ihr ganzes, künftiges Dasein wird nur aus Einer bittern, schmerzvollen Erinnerung bestehen, der Erinnerung an meine letzten Stunden. Ich fühle, daß Nichts diesem Andenken seinen scharfen, ungemilderten Schmerz benehmen kann — aber ich möchte es rein erhalten von Schauder und Abscheu. — Der Tod durch den Galgen — die Verachtung des Volkes ist mit dieser Todesart verknüpft, und selbst die Besseren, Gebildeteren, wenden sich mit Ekel und Entsetzen von der Leiche des Gehängten ab. — Ich beschwöre Ew. Exzellenz, lassen Sie mich nicht diese Strafe eines ehrlosen Verbrechers, eines Räubers, eines Mörders, erdulden! — Um meines Vaters, um meiner armen, jungen Schwester willen! denken Sie eine andere, wenn Sie wollen eine weit schmerzlichere Todesart für mich aus.“

Der General war, wie alle Anwesenden, auf's Tiesste erschüttert von dem Ton und den Worten des jungen Gefangenen. Er blickte einen Augenblick unentschlossen im Kreise umher, und als er überall auf bewegte Gesichter und feuchte Augen traf, sagte er, zu Marcell gewandt, in einem Tone, als ob er ihm eine große Wohlthat zu verkünden habe: „Nun wohl, junger Mann! Sie sollen erschossen werden.“

Und diese furchtbaren Worte, die noch vor kurzen vier und zwanzig Stunden Marcell's Brust mit lähmendem Schrecken erfüllt haben würden, erweckten jetzt — so sehr ist der Mensch ein Geschöpf äußerer Umstände — nur Dank und Freude in seinem Herzen, und er verließ das Zelt des Generals mit einem lebhaften Gefühl von Wohlwollen gegen den strengen Mann, von dessen Ausspruch sein ganzes Geschick abhing, und der ihm, mit wenigen, ruhigen, kalten Worten, einem frühen und gewaltsamen Tode überantwortet hatte.

IX.

Herr Wersdorf hatte eben sein einsames Mittagsmahl beendet, und saß in seinem schönen, stillen Gartenzimmer am offnen Fenster, das Auge in trübem Nachsinnen auf die leichten Spuren geheftet, die Marcell's Fuß in der verflossenen Nacht, als er durch das Fenster sprang, in dem feuchten Kies des Gartenpfades zurückgelassen hatte. Offenbar befand sich der alte Mann in peinlicher Sorge um das Schicksal seines geliebten Enkels, das ihm bis jetzt noch unbekannt war, wie das auch einzelne, abgebrochene Worte, die er von Zeit zu Zeit unwillkürlich ausstieß, bekundeten.

„Der Junge hat einen so leichten Schritt!" murmelte der Greis: „er könnte über ein Blumenbeet wandeln, ohne den Blüthenstaub von einem Kelche, oder über eine Wiese, ohne den Thau auch nur von einem einzigen Hälmchen abzustreifen. — Was das für ein rascher, heftiger Sprung hier durch's Fenster war! — Und kaum kann ich den Eindruck seiner Fußspitze in dem weichen, feuchten Sande wahrnehmen. — Ich glaube, eine Maus, die das Schleichen einer Katze auf einen Büchsenschuß weit hört, könnte seinen leisen Schritt doch nicht behorchen. — Die Schildwache müßte scharfe Ohren haben, die ihn hören könnte, wenn er nicht gehört sein will."

„Und klettern kann er" fuhr der Greis nach einer Weile wieder fort, „mit den Eichhörnchen um die Wette. Wie gut erinnere ich mich's noch, daß er einmal, als sein Lehrer ihn in der Sternkunde unterrichtete, die Vogelstange zu Helmenrodt zu seiner Sternwarte machte, und jeden Abend die schwanke Spitze bestieg, wenn wir glaubten, er läge schon lange im Bette. Herr Gott! was das für ein Unglück hätte geben können! — Ich glaube, er war damals zehn oder zwölf Jahre alt. — Und der sollte jetzt nicht über eine breite, plumpe Stadtmauer kommen können, mit Hülfe eines guten Strickes noch dazu? — Haha, ich glaube der Junge könnte die Ranken einer Zaunrebe zu einer Leiter machen und sie wäre schon sicher genug für einen so leichten und schnellen Fuß. — Der Bursche müßte ja alle seine Behendigkeit und Geschicklichkeit eingebüßt haben, die ihm doch zu seinen tollen Knabenstreichen niemals fehlten, wenn er nicht im Schutze der Dunkelheit durch eine Feldmark gehen könnte, in der er jeden Schritt und Tritt kennt; und wenn noch dreimal so viele feind-

liche Soldaten darin lägen, er müßte es dennoch fertig bringen."

So suchte der alte Mann sich durch die Erinnerung an den Muth, die Geschicklichkeit und die Gewandtheit, die seinen Enkel schon in seinen Knabenjahren ausgezeichnet hatten, einigermaßen über das Geschick desselben zu beruhigen, bis er endlich durch den hastigen und unerwarteten Eintritt seines alten Dieners aus seinen Gedanken aufgestört wurde.

„Nun, Anton, was gibts?" fragte der Greis ängstlich, nachdem er einen Blick in das bleiche, erschrockene Gesicht des Dieners gethan hatte: „was hast du mir zu sagen? — Sprich! — Viel Gutes scheint es nicht zu sein."

„O, Herr, Herr! Der arme junge Herr Marcell —" begann Anton, und stockte dann plötzlich, als er sah, wie sein Herr heftig die Farbe wechselte, und sich dann, am ganzen Körper zitternd, in seinen Stuhl zurücklehnte.

„Nun — was ist's mit Marcell?" fragte Herr Wersdorf mit schwacher, zitternder Stimme: „Sage — was ist's mit ihm? — Was hast du von ihm gehört?"

„Herr — ich weiß nicht, ob er's ist, aber sie sagen, er würde morgen gehängt."

„Was sagst du? — gehängt?! — und du weißt nicht, ob er's ist? — — Wer kann das verstehen?"

„Ja, Herr! — Nein Herr! — Aber Fritz, der Bereiter, hat's gesagt."

„Gott gebe mir Geduld!" seufzte Herr Wersdorf, den Kopf unruhig schüttelnd: „„Ja, Herr! — Nein, Herr! — Aber Fritz, der Bereiter, hat's

gesagt! —"" „Was denn? — Was hat er denn gesagt?"

„Sie wissen, Herr, daß der feindliche General, der vor der Stadt liegt, unserem Commandanten, der in der Stadt liegt, angeboten hat, er solle seine Pferde alle Tage in die Schwemme reiten lassen, in den großen Teich, der vor dem Ludwigsthore liegt, weil der General D., an dem Tage, als er vor der Stadt ankam, zufällig von weitem, durch so ein Fernglas, die Pferde unseres Commandanten gesehen hat, die von seinem Landgute in die Stadt gebracht wurden, und weil er ein großer Liebhaber von Pferden ist, und weil er gesagt hat —"

„Gütiger Himmel!" seufzte der bekümmerte Großvater: „was geht General D.'s Pferdeliebhaberei meinen armen Marcell an?"

„Herr!" sagte Anton mit höchst verwundertem Gesicht: „Sie wollten ja haben, daß ich erzählen sollte, wie ich es erfahren habe."

„Nun ja!" entgegnete Wersdorf, der wohl einsah, daß Unterbrechungen die weitläufige Redeweise seines Dieners nicht abkürzen würden: „so erzähle denn nach deiner Art; du wirst doch einmal zu Ende kommen."

„Ja, Herr! — Und da hat der General D. die Pferde von unserem Commandanten gesehen, und hat gesagt, weil er ein Liebhaber von Pferden ist, es wäre Schade, hat er gesagt, daß so schönes Christenvieh Noth leiden sollte, um eines heidnischen Streites willen, den die Menschen untereinander hätten; und da hat er dem Commandanten erlaubt, aus purer Liebe zu den Pferden, daß Fritz, der Bereiter, sie alle Tage vor dem Ludwigsthor in den großen Teich in die Schwemme reitet."

„Barmherziger Gott!“ stöhnte Wersdorf wieder: „Ich begreife noch immer nicht, wie das mit Marcell zusammenhängen soll.“

„Gleich kömmt's, Herr!“ sagte Anton, der durchaus nicht die durchgängige Gewohnheit seines Standes, Alles mit der möglichsten Breite und Weitschweifigkeit zu erzählen, verläugnen konnte: „gleich kömmt's. — Da ist denn der Fritz auch heute mit des Commandanten Pferden in der Schwemme gewesen, und der Reitknecht vom General D. ist auch da gewesen, mit des Generals Pferden. Und da hat er ihm gesagt, er solle sich morgen früh um sechs Uhr auf den Heinrichen-Thurm stellen; da könne er sehen, wie ein Spion gehängt würde, auf dem runden Hügel mitten im Lager, dem Heinrichen-Thurm gerade gegenüber. Und als Fritz ihn gefragt hat, was der arme Sünder denn verbrochen habe, da hat er gesagt, er habe im Lager herumspionirt; er sei aus der Festung gekommen, und habe nach Helmenrodt gewollt. Er sei aber feiner Leute Kind, obwohl er barfuß gegangen sei; denn es sei ein hübscher, zierlicher Junge, und habe feine Kleider und Wäsche an, und diamantene Knöpfchen am Hemd. — Und ich dachte, als ich das hörte, der Schlag soll mich rühren, Herr! — Denn wer kann's anders sein als Herr Marcell, unser armer, junger Herr Marcell?“

„Ja wohl, wer soll's anders sein, als Marcell, mein armer, armer Marcell!“ jammerte der Greis, sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckend: „O, meine Tochter! wie bitter habe ich deinen Tod beweint; und nun danke ich Gott, daß du diesen — diesen schrecklichen Tag nicht erlebst.“

„Aber, mein Gott, Herr!“ fragte der alte Anton: „wollen Sie's denn wirklich geschehen lassen?

— Soll so vornehmer Leute Kind, denn so elendiglich um sein Leben kommen?"

„Ach, Anton!" erwiederte der Greis in bekümmertem Tone: „Wenn sie ihn festgenommen haben, so haben sie ihn vor ein Kriegsgericht gestellt, und da sind sie Alle gleich, Vornehme und Geringe — wie das vor jedem Gerichte sein sollte. — Und wenn er, wie du sagst, schon wirklich verurtheilt ist, so ist weder Hülfe noch Hoffnung mehr."

„Aber Sie sind ja so reich, Herr, und die Herren Soldaten brauchen so viel Geld; können Sie ihn denn nicht loskaufen?"

„Ich fürchte, nein! Aber was geschehen kann, soll geschehen. Gib mir Hut und Handschuhe, Anton. Ich will zuerst mit dem Commandanten sprechen."

Und der alte Mann stand bald vor dem Commandanten und erzählte ihm die Begebenheiten der vorigen Nacht, und benachrichtigte den Offizier von der Gefahr, worin der unglückliche Marcell sich in diesem Augenblick aller Wahrscheinlichkeit nach befände, und bat flehentlich um die Erlaubniß, ins Lager gehen zu dürfen, um das Mögliche zur Rettung seines Enkels zu versuchen. Der Commandant, der eben kein berühmter Kriegsheld war, hatte dagegen eine Tugend, die oft dem Tapfersten mangelt — obgleich sie recht wohl mit Tapferkeit vereinigt sein kann — ein reges, lebendiges Mitgefühl für fremdes Unglück; und die ängstlichen Bitten des Greises bewogen ihn bald, Alles, was irgend in seinen Kräften stand, zur Erfüllung seiner Wünsche, und zur Rettung Marcells beizutragen. Er befahl deßhalb einem Offizier, mit einer weißen Fahne — als dem Zeichen friedlicher Absichten — und mit zwei Trompetern in das Lager zu gehen, und von dem General D. einen

mehrstündigen Waffenstillstand und freies Geleit für sich und Herrn Wersdorf, bis an das Zelt des Feldherrn, sowie für den Letzteren eine Unterredung mit dem General zu verlangen. Der Offizier erfüllte mit Vorsicht und Pünktlichkeit den ihm gewordenen Auftrag und erlangte, wiewohl nicht ohne einige Schwierigkeiten von Seiten des Generals, die Einwilligung desselben in die Forderungen des Commandanten. So begab sich denn endlich, nach Verlauf von mehreren Stunden, die für ihn eine Folter der Angst und Erwartung gewesen waren, Marcell's Großvater in das Lager und in das Zelt des feindlichen Feldherrn, um von dessen Großmuth das Leben seines Enkels zu erflehen. — Für uns aber wird es am besten sein, uns einmal wieder nach Cäcilien und ihrem Vater umzusehen, da, seit unserm Abschiede von ihnen, schon eine geraume Zeit verflossen ist.

X.

Wir finden sie wieder in dem Zelte des Feldwebels, in welchem der Oberst L. sie angewiesen hatte, den Zutritt zu dem General D. zu erwarten. Der unglückliche Vater saß auf dem einzigen, hölzernen Feldstuhle, den das kleine Leinwandhaus enthielt, starr, stumm, bleich, ein Bild des Kummers und der Hoffnungslosigkeit. Zu seinen Füßen kniete seine Tochter, seine eine Hand umklammernd, mit einem solchen Ausdruck von Gram und Erschöpfung in ihren bleichen, milden Zügen, daß ein einziger Blick auf sie in jedem, noch nicht ganz verhärteten Herzen das tiefste Mitleid mit einem so jungen, so sanften und so unglücklichen Geschöpf hervorrufen mußte. Sie weinte nicht mehr; dazu war sie zu müde und zu bang. Aber ihr zittern-

des, bewegtes Herz arbeitete in ihrer Brust, als wolle es all' sein Leben an diesem Einen, schrecklichen Tage verzehren.

So verging den Unglücklichen Stunde auf Stunde, und jede neue Minute steigerte die Angst und schärfte die Qual der Harrenden. Die Sonne stand schon so tief, daß sie ihre wagerechten Strahlen durch die Spalten der Zeltwand auf die Gruppe der Trauernden warf, als endlich die Gestalt des Obersten L. am Eingange des Zeltes erschien. Vater und Tochter erhoben sich schnell und in höchster Aufregung, und traten ihm stumm, aber mit ängstlich fragenden Blicken entgegen.

„Ich habe Sie lange harren lassen, mein Freund!" sagte der Oberst: „aber, Gott weiß, ich konnte nicht anders. Der Himmel mag wissen, was der Commandant von A.... heut' im Sinne hat. Er verlangte Waffenstillstand nebst freiem Geleit und einer Unterredung mit dem General D. für einen seiner alten, ehrbaren Herrn aus der Stadt. Die Verhandlungen darüber haben so viele Zeit weggenommen, und Seine Excellenz waren so übel mit dieser Forderung zufrieden, daß ich es nicht wagte, mein Gesuch früher anzubringen. — Aber jetzt kommen Sie; er will Sie anhören, und das ist doch schon Etwas."

Cäcilie und ihr Vater waren zu sehr in Anspruch genommen von ihren persönlichen Sorgen und Befürchtungen, als daß sie der Mittheilung des Obersten, insofern sie nicht seine Einladung, ihn zu dem General zu begleiten, betraf, irgendwie Interesse hätten abgewinnen können. Leonard dankte ihm blos mit einigen herzlichen Worten für die Mühe, die er sich seinetwegen gegeben habe, und folgte ihm dann schweigend mit seiner Tochter in das Zelt des Generals.

Als sie eintraten, warf der Feldherr seinen ge-

wöhnlichen, strengen, forschenden Blick auf den Mann und das Mädchen, die bleich und traurig zu ihm kamen, um das Leben ihres theuersten Angehörigen von ihm zu erflehen. Er war entschlossen, ihnen ihre Bitte abzuschlagen, denn er hielt es für seine Pflicht — des Beispiels wegen — den Ersten, der sich gegen die Kriegs-Gesetze vergangen hatte, auf's Strengste zu bestrafen; aber als er das bleiche, gebeugte Haupt des Vaters, das unschuldige, gramvolle Antlitz der Schwester erblickte, fühlte er, daß er, ihren Bitten gegenüber, einen harten Standpunkt haben werde.

„Herr General!" hob Leonard in bittendem, aber festem Tone an: „Sie wissen, warum ich hier als ein Flehender vor Ihnen erscheine. Ich habe gehört, daß Ew. Excellenz mit der Art und mit den Beweggründen des Vergehens meines Sohnes bekannt sind; ich kann seine Aussagen, die mir der Hauptmann N., der ihn gefangen genommen hat, mittheilte, von Wort zu Wort bestätigen —"

„Ich weiß, ich weiß!" unterbrach ihn der General: „ich erlaubte dem Hauptmann zu Ihnen zu geh'n; er hat mir später seine Unterredung mit Ihnen mitgetheilt. — Aber nun Ihre Bitte! — Wünschen Sie den Gefangenen noch einmal zu sehen?"

„Noch einmal!" rief der erschrockene Vater: „o Gott! — Ich kam, um eine größere Gunst, um sein Leben, ja, sein Leben, zu erflehen."

„Sein Leben? — Es steht nicht in meiner Macht. — Er selbst hat mich auch nicht darum angesprochen. — Ich kann ihm blos seine letzten Stunden erleichtern, und dies soll geschehen, weil ich Mitleid mit dem Gefangenen habe, in Betracht seiner

Jugend und Unerfahrenheit, die ihn zu seinem tollkühnen Unternehmen verleitet zu haben scheinen."

„O, Herr General! —" hob Leonard wieder an; aber er stockte; sein Herz war zu voll, als daß er hätte weiter reden können. Da trat Cäcilie vor, und sich auf ihre Kniee niederwerfend, mit zitternden, gefalteten Händen, mit fliegender Brust, und ihr strömendes Auge fest auf das ernste, strenge Gesicht des Mannes geheftet, von dem ihres Bruders Leben abhing, sagte sie in bebendem, innig flehendem Tone:

„O, Herr General! ich habe gehört, daß Sie auch Vater sind; könnten Sie denn wohl ein Kind verdammen, weil es aus Liebe zu seinem Vater sein Leben gewagt hat? — — Wenn Ihr Sohn —"

„Ich habe keinen Sohn!" unterbrach sie der General barsch; denn er war bewegt, und wollte es verbergen. „Oberst L., ich habe Ihren Wunsch erfüllt, und diese Leute gesehen, ich bitte, verlassen Sie jetzt mit Ihnen das Zelt."

„Nein, nein!" rief Cäcilie, ihre Hände ringend: „So könnten Sie ja selbst einen Bettler nicht abweisen, der Sie um Geld bäte; und wir bitten um das Leben eines Bruders, eines Sohnes, des besten, treuesten, dankbarsten Sohnes, der je gelebt hat. — Sie lassen ihn — nein, Sie können ihn nicht tödten lassen."

„Herr General!" sagte Leonard: „Sie haben eine Tochter; und so reich und vornehm sie innerlich sein mag, es könnte eine Zeit geben, wo die Tochter Ew. Excellenz eben so bange und schmerzliche Bitten an ein fremdes Herz zu richten gezwungen wäre, als jetzt mein unglückliches Kind an Sie. O, bedenken Ew. Excellenz, was Sie dann empfinden müßten, und lassen Sie diese Weinende nicht ohne Trost."

Der General fuhr einen Augenblick mit der Hand über die Augen, wie um sie den Anwesenden zu entziehen, und sagte dann in zwar festem, aber mildem Tone: „Wir haben oft schwere Pflichten zu erfüllen, mit denen unser ganzes Herz in Streit geräth: und dennoch dürfen wir sie nicht verabsäumen. Das ist heute mein Fall. — Ich kann, ich darf den Gefangenen nicht begnadigen; Sie zerreißen mein Herz mit Ihren Bitten, und dennoch kann und werde ich sie nicht erfüllen. Ich bitte, dringen Sie nicht länger in mich; Sie werden, durch fernere Bitten, uns beiderseits eine unnütze Qual bereiten."

In diesem Augenblicke trat ein Ordonanz-Offizier ein, und meldete, daß der Offizier und der Bürger aus A.... draußen seien, und vorgelassen zu werden wünschten. Der General befahl, sie einzuführen, und sagte dann zu Leonard: „Sie sehen, ich kann mich nicht länger mit Ihnen unterhalten; auch würde es vergebens sein. Ich kann, wie gesagt, den Gefangenen nicht begnadigen. Wünschen Sie ihn zu sehen, oder sonst noch Etwas zu seiner Erleichterung zu thun, so wenden Sie sich an den Obersten L.. — Und jetzt leben Sie wohl, Herr Leonard! — Glauben Sie, es thut mir leid, daß ich Ihnen keinen besseren Trost geben kann; aber — aber — in Wahrheit, ich kann es nicht."

Leonard sah, daß hier Nichts mehr zu hoffen sei, und faßte seine, sich noch sträubende Tochter an dem Arm, um sie hinauszuführen, als sie, im Eingange des Zeltes den Herren aus A.... begegnend, zufällig ihr Auge aufschlug, und in dem Einen derselben ihren Großvater erkannte. Sie stieß einen lauten, heftigen Schrei aus, und sich von ihrem Vater losreißend, klammerte sie sich an Wersdorf's Arm.

„Großvater! Großvater!“ rief sie: „O, Gott sei gedankt, daß du kommst! — Alles verläßt meinen armen Bruder. — Marcell, Marcell! — Großvater, erbitte du sein Leben von diesem harten Manne.“

„Ach!“ sagte der Greis muthlos, indem er in die todtenbleichen, zuckenden, aber immer noch sanften und schönen Züge seiner Enkelin blickte: „Ach, wenn es dir nicht gelang, wem soll es denn gelingen?“

Indem er so sprach und Cäcilien mit trüber Zärtlichkeit anblickte, strich er ihr leicht mit der Hand die blonden Locken aus der Stirn, und entblößte dadurch ein kleines, rothes Muttermaal, in Form eines Sternchens, was Cäcilie an der rechten Schläfe hatte, und was ihrem Bruder, in früheren, glücklicheren Tagen, Veranlassung zu tausend unschuldigen Neckereien gegeben hatte. Der alte Mann achtete nicht darauf, sondern sich gegen den General wendend, wollte er denselben anreden; aber kaum hatte er ihn in's Auge gefaßt, als er, heftig überrascht, zurückfuhr, und ihn dann, keines Wortes mächtig, voll Staunen und Verwunderung anstarrte. Alle Anwesenden waren gleich verlegen und bestürzt über das seltsame und auffallende Benehmen des Greises; aber er faßte sich sofort wieder, und sich dem General um einige Schritte nähernd, fragte er in hastigem, gespanntem Tone: „Mein Herr, führten Sie nicht einst den Namen Lablanche?“

„Ha!“ rief der General, jetzt seinerseits eben so überrascht, als vorhin Herr Wersdorf: „Wie kommen Sie zu dieser Frage, mein Herr?“

„Und waren Sie“ fuhr der Greis, ohne des Generals Frage zu beantworten fort, seine Blicke, funkelnde Blicke, die im eigentlichen Sinne durch das Zelt leuchteten, fest auf das Gesicht des Feldherrn heftend: „waren

Sie nicht einst in Straßburg in großer Verlegenheit? — Und befand sich nicht zu derselben Zeit Ihr Vater in Paris in großer Gefahr?"

„Mein Herr!" rief der General, mit noch stets wachsendem Staunen: „was wissen Sie von der früheren Geschichte meines Lebens?"

„Es ist Alles, wie ich sagte!" erwiederte Wersdorf ruhig; dann aber fuhr er mit steigender Bewegung fort: „Dennoch konnten Sie dies Kind, dies Kind, o Himmel! — dies Kind — schmerzlich, bitterlich, vergebens flehen lassen? — Die Thränen dieses Auges, diese gerungenen Hände, rührten Sie nicht? — O, mein Herr! Sie haben ein kurzes Gedächtniß. — Wahrlich, mein Herr, ein kurzes, undankbares Gedächtniß haben Sie!"

„Aber, mein Herr!" sagte der erstaunte General: „ich erinnere mich nicht, Sie jemals gesehen zu haben."

„Nein freilich; und dieses Kindes erinnern Sie sich wohl auch nicht. Diese Augen haben nie auf Sie geblickt; diese Stimme hat nie zu Ihnen geredet, und dies Zeichen, Herr, ist Ihnen wohl auch gänzlich fremd und unbekannt."

Während der alte Mann so redete, schlug er nochmals — aber diesesmal absichtlich — mit zuckender, bebender Hand die Locken von Cäciliens Stirn zurück, und deutete mit zitterndem Finger auf das oben erwähnte, kleine, rothe Zeichen an ihrer Schläfe.

„Ha!" rief der General mit sichtlicher Erschütterung, und seine Blicke hafteten in höchster Spannung auf dem kleinen, rothschimmernden Stern an der weißen Stirn der Jungfrau. „Was ist dies? — Woran erinnert mich dies Zeichen?"

„Was dies ist? —" fragte Wersdorf: „Komm' her, mein Kind! komm' Cäcilie! Ich will dir eine

Geschichte erzählen, die eine alltägliche, aber bittere Lehre über den Lohn enthält, den wir von der Welt für unsere Gutthaten zu erwarten haben. Du bist noch jung; sie könnte dir nützen."

„Aber, mein Herr!" rief der General in unbeschreiblicher Unruhe aus: „Ich bitte Sie, sagen Sie mir vorher, wie sind Sie zur Kenntniß meiner früheren Geschichte gelangt?" — Wer ist dies Mädchen, das —"

„Haben Sie einen Augenblick Geduld, Herr General!" unterbrach ihn der Greis: „Vielleicht ergibt sich das nebenbei aus meiner Erzählung. — Vor zehn Jahren, Cäcilie, du mochtest damals neun Jahre alt sein — das rothe Sternchen hattest du schon, denn du hast es mit auf die Welt gebracht — nun, vor zehn Jahren, als die wildesten Stürme der Schreckenszeit über das blutende Frankreich hintobten, befand ich mich, eines Geschäftes wegen, in Straßburg —"

„Sie!" rief der General, der bald den Greis bald Cäcilien mit unruhig forschenden Blicken betrachtete: „Sie!?"

„Unterbrechen Sie mich nicht, Herr General. — Ja, ich war damals in Straßburg, und in demselben Gasthofe mit mir befand sich ein anderer Fremder — kein Landsmann von mir, kein Deutscher — der sein Kind, ein neunjähriges Mädchen, bei sich hatte, und seine todtkranke Frau."

„Um Gotteswillen, mein Herr!" rief der General aus.

„Ich bat Sie schon einmal, mich nicht zu unterbrechen. — Das kleine Mädchen war so alt, wie du Cäcilie damals warest, und es hatte ein ähnliches, kleines, röthliches Maal an derselben Stelle der Schläfe, wie du, Cäcilie."

„Mein Herr!“ rief der General wieder mit steigender Unruhe aus: aber der Greis winkte ihm ungeduldig, zu schweigen, und fuhr fort:

„Ich habe dich immer sehr lieb gehabt, Cäcilie; eben so sehr, wie deinen armen Bruder, den dieser Mann so hart zum Tode verurtheilt; und weil die kleine Tochter des Fremden in Straßburg mich an dich erinnerte, so nahm ich sie oft zu mir und spielte und plauderte mit ihr. Da erfuhr ich denn, daß des Kindes Mutter gefährlich krank darnieder liege, daß ihr Gemahl sich nur schwer entschließen könne, sie zu verlassen, und daß gleichwohl eine Pflicht, eine heilige Pflicht, ihn nach Paris rufe, wo sein alter, kränklicher Vater sich in großer Gefahr befände. Mich jammerte der Unglückliche, der so zwischen zwei theuren Pflichten wählen sollte und nicht konnte. Ich suchte seine Bekanntschaft, ich erwarb mir sein Vertrauen, ich erfuhr von ihm die Adresse seines Vaters, den Schlupfwinkel, wo der alte Mann sich verborgen hielt, und ging für ihn nach Paris, um die Rettung seines Vaters zu versuchen.“

„Meine Bemühungen gelangen. Ich — selbst damals schon ein alter Mann — brachte den geretteten Greis nach Straßburg. Ich war Zeuge des entzückten Wiedersehens von Vater und Sohn; ich war der Gegenstand ihres begeisterten Dankes. Aber in Frankreich war des Bleibens nicht für die verfolgte Familie. Darum nahm ich, sobald sich die kranke Frau des Fremden zu erholen anfing, sie mit mir nach Deutschland; sie wohnte in meinem Hause, Monate — beinah zwei Jahre lang. Deine Mutter, Cäcilie, war damals schon gestorben; dein Vater befand sich, Geschäfte halber in New-York; darum waret ihr, du und Marcell in meinem Hause. Und

du, Cäcilie, theiltest alle deine Spielsachen mit der kleinen, fremden Marion, und warst so aufmerksam und gehorsam gegen ihre Mutter, als wäre sie deine eigene. Und Marcell, der arme Junge, war der besondere Liebling der beiden fremden Herren; denn so jung er war, so begriff er doch schon ihr Unglück, flüchtige Verbannte zu sein, und in der unbefangenen Gutmüthigkeit seiner kindlichen Natur suchte er sie zu Theilnehmern seiner knabenhaften Freuden und Genüsse zu machen. Ach, und er dachte wenig, wenn er die Fremden auf die Jagd begleitete, oder sie einlud, seinen Vogelherd mit ihm zu besuchen, oder wenn er ihnen die besten Stellen zum Forellenfange wies — er dachte damals wenig, daß Einer unter ihnen sei, der — der — einst —

„Der ihn zum Tode verurtheilen würde!“ rief der General, heftig von dem Stuhle aufspringend, auf den er schon lange in sichtbarer, schwer bekämpfter Gemüthsbewegung niedergesunken war: „Nein — nein — das konnte er nicht denken; und ich — ich — wie hätte ich ahnen können, daß ich jemals ein so furchtbares Urtheil über ihn aussprechen müßte!“

„O mein Gott!“ rief Cäcilie, jetzt einen Blick des Wiedererkennens auf das aufgeregte, arbeitende Gesicht des Generals werfend: „So sind Sie —?“

„Ja! — ich — ich bin jener Lablanche, der Sie so oft auf seinen Knieen geschaukelt, so oft das kleine, rothe Maal an ihrer Stirn, das Sie mit meiner Tochter gemein hatten, geküßt hat. — Jetzt, jetzt, wo ich Sie genauer betrachte, würde ich, auch ohne dieses Zeichen, meine kleine, liebe Cilly, die schwesterliche Freundin meiner Marion in Ihnen wiedererkennen. — Aber“ fuhr er, sich an Wersdorf wendend, fort: „führten Sie denn damals auch einen falschen Namen?“ —

Sie nannten sich zu jener Zeit Wersdorf, und Ihr Sohn und Ihr Enkel wurden mir heute unter dem Namen Leonard vorgestellt."

„Marcell's Mutter war meine Tochter; Leonard ist mein Schwiegersohn."

„Und jetzt — jetzt werden Sie meinen Bruder nicht sterben lassen" flehte Cäcilie.

„O, dürfte ich ihn gleich in Freiheit setzen; wie gern würde ich das thun!" erwiederte der General: „Aber seine Freiheit und selbst sein Leben sind nicht in meiner Gewalt. Das Kriegsgericht hat ihn verurtheilt, und ich habe nicht das Recht, ihn zu begnadigen."

„O, Gott! so ist dennoch Alles verloren!" rief Marcell's Vater, die Hände ringend, und Cäcilie und ihr Großvater sahen den General mit schmerzlichen Blicken an.

„Nein, nein!" sagte dieser hastig: „Ich hoffe dennoch, daß er gerettet werden kann. Lieber wollte ich Rang und Stand verlieren, als ihn sterben sehen durch ein Urtheil meines Kriegsgerichts."

„Aber was wollen Sie denn thun?" fragte Wersdorf.

„Am liebsten ritt' ich augenblicklich selbst zu dem Oberfeldherrn, um Marcell's Begnadigung von ihm zu erwirken; aber obgleich er zufällig seinen Aufenthalt für diese Nacht uns so nahe genommen hat, daß ich in fünf bis sechs Stunden wieder zurück sein könnte, so darf ich doch den mir anvertrauten Posten nicht auf so lange Zeit verlassen. — Allein ich hoffe, Oberst L.. wird für mich —"

„Gewiß, gewiß!" fiel der Oberst ein, der mit einiger Rührung bisher ein stummer, aber theilnehmender Zeuge des Gespräches gewesen war, dessen

unerwartete Wendung Alle gleich sehr erschüttert hatte: „Es wird mir eine Ehre, eine Freude sein, wenn Sie mir diesen Auftrag anvertrauen wollen, mein General. Und gewiß würde Niemand wärmer für das Leben Ihres jungen Freundes sprechen, als ich, der Gelegenheit hatte, die Verbindung kennen zu lernen, in welcher Sie mit seiner Familie stehen."

„So will ich Ihnen einen Brief an den Oberfeldherrn mitgeben, Herr Oberst!" sagte der General, sich zum Schreiben niedersetzend: „und dann wollen wir Alle meinen armen, jungen Freund Marcell besuchen, um zu sehen, ob er in seinem strengen Richter von heute Morgen noch seinen alten Freund und Jagdgenossen wieder zu erkennen vermag."

XI.

Allein in dem einsamen Zelte, das man ihm zum Gefängnisse angewiesen hatte, saß Marcell, seinen bittern Todesgedanken überlassen. Der Abend begann bereits zu dämmern, und der Jüngling fing an auf jede Hoffnung, selbst auf diejenige, vielleicht noch Eines seiner Lieben vor seinem Tode zu sehen, zu verzichten. Seit es dunkel in seinem Zelte geworden war, und er nicht mehr zu fürchten brauchte, daß man ihn von Außen beobachten könne, vermißte er auch die Selbstbeherrschung, die ihm bis dahin sein Stolz verlieh; denn die Hülfsmittel, die uns unsere Leidenschaften, selbst die vergleichungsweise edleren, an die Hand geben, sind nicht von längerer Dauer, als die Aeußerung dieser Leidenschaften selbst, und die scheinbare Stärke, die wir nur zu häufig aus den Fehlern unserer mangelhaften Natur schöpfen, verläßt uns gemeinhin, sobald die Wirkung dieser Fehler —

die wir selbst leider nur zu häufig für Vollkommenheiten halten — auf unsere Umgebung aufhört.

Diese bittere Wahrheit erprobte auch der arme Marcell. So lange er sich beobachtet wähnen konnte, war es ihm gelungen, jedes Zeichen von Schwäche und Gram zu unterdrücken; aber mit dem Grauen des Abends konnte er die Seufzer seiner beklemmten Brust nicht mehr zurückhalten, und er fühlte sogar einigemal, wie sein Auge sich netzte, wenn er seines Großvaters gedachte, oder all' der Liebe und der Freuden sich erinnerte, womit sie seine Kindheit und Jugend umgeben hatten.

Die Leiden aber, wofür die Erde uns keinen Trost zu geben hat, führen uns zu Gott, dem Helfer in jeder Noth, und sobald Marcell zu der schmerzlichen Ueberzeugung gelangt war, daß jede irdische Hoffnung auf immer für ihn verloren und versunken sei, suchte er im Gebete jenen Muth und jene Ergebung, deren er für seine letzten Stunden so sehr bedurfte, und die allein ihm die noch übrigen, wenigen, aber schweren Schritte erleichtern konnten, die zwischen ihm und seinem Grabe lagen.

Unterdessen war es völlig dunkel geworden. Ein heller Lichtschein, der durch die grobe Leinwand der Zeltwände drang, störte das stille Gebet des Gefangenen. Er glaubte, sein Wächter werde kommen, um ihm das Abendessen zu bringen, und wandte sich ruhig nach dem Eingange um. Da flog Cäcilie, die der General vergebens zurückzuhalten strebte, in das Zelt, und an die Brust ihres Bruders; und ihr Vater, ihr Großvater und der General, Letzterer mit einer Fackel in der Hand, folgten ihr.

„Mein Bruder! Marcell! Mein Bruder!“ rief Cäcilie, sich an seine Brust klammernd, und sein Ge-

sicht, das sie zu sich herabzog, mit ihren Küssen und Thränen bedeckend: „O, mein theurer, theurer Bruder! Mein bester Marcell!"

„Cäcilie, meine geliebte Schwester! sehe ich dich noch einmal wieder?" stammelte der gerührte Jüngling: „Ach, ich hoffte nicht, daß du noch kommen würdest."

„Und hier ist auch der Vater!" sagte Cäcilie; „und der Großvater, und" —

„O mein Vater! mein lieber Großvater!" rief Marcell, sich ihnen abwechselnd in die Arme werfend. „Ach! — welche Sorgen habe ich Euch bereitet!"

„Mein bester Sohn!" sagte Leonard voll Liebe und Rührung: „in welche Gefahren hast du dich gestürzt!"

„Liebster Marcell! ich hoffte kaum, dich jemals wieder zu sehen;" fügte Wersdorf mit zitternder Stimme hinzu.

„Und nun" — sagte Marcell kummervoll, nicht um seinetwillen; denn in diesem Augenblicke dachte er nur an seine Lieben: „nun" —

„Nun wirst du nicht sterben," jauchzte Cäcilie: „Du wirst nicht sterben! du wirst gerettet werden. Wir haben dich wieder und werden dich nicht verlieren; mein liebster, theuerster Marcell, wir werden dich nicht verlieren!"

Marcell blickte überrascht und ungläubig seinen Vater an; aber dieser zog ihn an seine Brust, und sagte unter Freudenthränen: „Nein, Marcell! Ich hoffe, du wirst uns erhalten werden; es ist die größte Wahrscheinlichkeit, daß du gerettet werdest."

Jetzt erst umarmte Marcell die Seinigen mit dem Ungestüm der Freude, und der lebhafte Jubel legte sich nicht früher, bis der Jüngling selbst endlich

fragte: „Wie aber — wie ist dies? — Ich begreife das Alles nicht.“

„Sieh einmal diesen Herrn genau an“ sagte Wersdorf, des Jünglings Hand fassend, und ihn zu dem General D. führend, der unter dem allgemeinen Jubel bisher von Allen vergessen worden war: „Kennst du ihn nicht?“

„Das ist Se. Excellenz, der General D.“ erwiederte Marcell, sich ruhig und ehrerbietig vor dem General verbeugend: „derselbe, der mich an diesem Morgen zum Tode verurtheilte.“

„Und erinnerst du dich nicht, ihn früher gesehen zu haben?“ fragte sein Großvater.

„Ich weiß nicht,“ sprach Marcell, das Gesicht des Generals aufmerksamer betrachtend: „Das Gesicht Seiner Excellenz scheint mir bekannt, aber“ —

„Erinnern Sie sich nicht mehr,“ unterbrach ihn der General: „Ihrer ehemaligen Pflegschwester Marion, und“ —

„O!“ fiel Marcell freudig ein: „Sie sind Marions Vater! Ja jetzt erkenne ich Sie. — Aber damals hießen Sie Herr Lablanche.“

„Es war ein angenommener Name“ sagte Leonard: „General D. war zu jener Zeit in Gefahr und gezwungen, seinen wahren Namen zu verbergen.“

„Wie war es möglich,“ sprach Marcell: „daß ich Sie nicht wiedererkannte? — Aber Ihre Locken sind, seit ich Sie nicht mehr gesehen grau geworden.“

„Und Sie“ sagte der General mit Lächeln: „reiften seit jener Zeit vom Knaben zum Manne.“

„So ist es!“ erwiederte Marcell: „Und Ihnen, meinem früheren, gütigen Freunde, Ihnen, der immer so nachsichtig und freundlich gegen den wilden Jungen war, verdanke ich ohne Zweifel jetzt mein Leben.“

„Ich werde wenigstens alles thun, was in meinen Kräften steht, um Sie zu retten;“ sagte der General, den Jüngling umarmend: „und ich hoffe auch, daß es mir gelingen wird.“

„Und wie geht es Madame Lablanche, oder vielmehr der Generalin D.?“ fragte Marcell: und wie Ihrem Vater, Herr General?“

„Ach, sie sind beide todt!“ war die traurige Antwort.

„Aber Marion, meine liebe, kleine Pflegschwester?“

„Sie ist noch etwas größer geworden, als meine junge Freundin hier“ sagte der General, seine Hand auf Cäciliens Locken legend: „und sie ist recht blühend und munter. Aber ich hoffe, Sie alle werden uns einmal in Frankreich besuchen, um von Marion selbst zu hören, daß sie ihre Pfleggeschwister nicht vergessen hat.“

„Wie aber“ — fragte Marcell wieder: „Wie haben Sie sich gegenseitig wiedererkannt? — Sie haben sich um Vieles verändert, Herr General, und ich würde Sie, wenn Sie meinem Gedächtnisse nicht zu Hilfe gekommen wären, schwerlich so schnell erkannt haben. Es muß Ihnen mit uns in gleicher Weise ergangen sein.

„Kommen Sie mit mir in mein Zelt“ sagte der General: „dort wollen wir Alles gehörig besprechen. Wir haben ohnehin auf die Ankunft des Obersten L. zu warten, der versprochen hat, so schnell als möglich aus dem Hauptquartiere zurückzukehren.“

Noch war die kleine Gesellschaft im Zelte des Generals versammelt, noch war der gegenseitigen Fragen und Antworten kein Ende, als man ein Pferd ansprengen hörte. Im nächsten Augenblicke stand der Oberst L. im Zelte, und erhöhte durch die mitgebrachte Begnadigung Marcell's die Freude des glücklichen Kreises.

XII.

Zwei Jahre nach dieser Nacht war in dem schönen, alten Herrenhause zu Helmenrodt eine fröhliche Hochzeitgesellschaft versammelt. Marcell Leonard hatte die liebenswürdige Marion, die einzige Tochter des Generals D. zum Altare geführt. Der alte Herr Wersdorf hatte sich ordentlich verjüngt an dem Ehrentage seines Enkels; Leonard und der General gingen vertraulich plaudernd durch die blumengeschmückten Zimmer, und Cäcilie hatte alle Hände voll zu thun, um alle die zahlreichen Gäste, die heute die alten Säle füllten, gehörig zu bewirthen und zu unterhalten.

Einen Augenblick aber trat sie doch an das Fenster, wo das Brautpaar in heiterem Gespräche mit dem Obersten L. stand, der aus seinem zwanzig Meilen entfernten Standquartier zur Hochzeit gekommen war. „Marcell!" sagte Cäcilie neckend: „Du hast mich so oft geplagt mit meinem Muttermaal an der Stirn, und nun hast du dir eine Braut genommen, die selber eines hat."

„Vielleicht hat ihn gerade diese Aehnlichkeit mit seiner geliebten Schwester bewogen, um mich zu werben" erwiederte die sanfte Marion lächelnd.

„Das Maal ist nicht die einzige Aehnlichkeit, die ihr miteinander habt;" sagte Marcell, mit inniger Zärtlichkeit auf die beiden jungen Freundinnen blickend: „Ihr beide seid gleich sanft und gleich fromm, gleich fleißig und gleich froh gelaunt, und das ist es, was ich an euch beiden so sehr liebe. Doch muß ich gestehen," fuhr er fort, und schob leise die blonden Locken von Cäciliens Schläfe, und die dunkeln Flechten von Marions heller, hoher Stirn zurück: „doch muß ich gestehen, daß ich keines dieser kleinen, rothschimmern-

den Sternchen ohne innige Rührung anblicken kann. Sie überzeugen mich, daß Alles was Gott in seiner Weisheit thut, und erscheine es unsern kurzsichtigen Augen auch noch so geringfügig und unbedeutend, zum Heil und Segen seiner Geschöpfe gereicht. — Dies kleine rothe Fleckchen an deiner Stirn, liebe Marion, das meinen Großvater an Cäcilien erinnerte, war die erste Ursache zur Rettung deines Großvaters und zu Eurem Aufenthalt bei uns. Und so wurde es auch später die Ursache meiner Rettung, als Cäcilie und mein Vater und Großvater deinen Vater um mein Leben baten; und deßhalb sind diese kleinen Sternchen, die sich halb unter Euren Locken verbergen, mir theurer, als der reichste Schmuck einer Königin; denn sie wurden in der allmächtigen Hand Gottes das Mittel, unser aller Glück zu begründen."

„Bemühe dich immer so, mein Sohn!" sagte Wersdorf, der mit dem General und Leonard unbemerkt hinter den Redenden getreten war: „Bemühe dich immer so, in Allem Gottes weise Fügung zu erkennen; und du wirst finden, daß in allem, was er thut und zuläßt, der reichste Stoff zum Danke und zur Freude für alle seine Kinder enthalten ist."

Angela, die brave Tochter.

I.

Am Eingange eines Dorfes stand ein Häuschen in einem kleinen Gärtchen, beschattet von einer großen, alten Linde, und halb versteckt von Epheu und Rebenlaub. Und der Frühling blühte und duftete rings umher wie heute; und der frische Morgenwind spielte in dem Laube des ehrwürdigen Baumes, der seine Aeste über das niedere Dach ausbreitete. Aus den Blüthenbäumen des Gärtchens schlug eine Nachtigall, aus dem nahen Wald tönte der weiche Ruf des Kukuks und das muntere Lied der Amsel, und aus den bethauten Kornfeldern stiegen die Lerchen zum leuchtenden Himmel empor. Drinnen, in dem kleinen Hause fiel auch Thau; aber nicht von dem segnenden Himmel auf die blühende Erde, sondern aus zwei sanften, blauen Augen auf eine zarte, bleiche Wange; und es säuselte auch ein Hauch durch das kleine Stübchen; aber es war der Hauch des Schmerzes, der Seufzer einer beklemmten Brust.

Am Bette ihres Vaters, des Schullehrers Franz Lindorf, saß die junge Angela, des alten Mannes einziges Kind, seinen müden, unerquicklichen Schlummer bewachend. Ihr thränenschweres Auge ruhte auf seinen milden bleichen Zügen, und das Herz in ihrer Brust schwoll zum Ersticken, als sie dachte, wie dies trübe und eingefallene Antlitz noch vor Kurzem so

frisch und freudig gelächelt hatte. Aber jetzt war alle Heiterkeit von dieser gefurchten Stirne verschwunden, und ein herber, bitterer Schmerz sprach sich in diesem zusammengepreßten Munde aus. Angela hatte, obgleich sie kaum sechzehn Jahre zählte, schon viele Kranke und Sterbende gesehen; bittere Erfahrung hatte sie gelehrt, leichte Unpäßlichkeiten von gefahrdrohenden Uebeln zu unterscheiden; ach, und sie zweifelte nicht, daß ihres Vaters, ihres geliebten Vaters Krankheit den Tod herbeiführen könne.

Das arme Mädchen! Sie hatte, in ihrem zarten Alter schon, manche schwere Prüfung zu überstehen gehabt; keine aber war noch so schmerzlich gewesen, als die, unter welcher sie jetzt mit Thränen zum Himmel aufsah; denn für ihre Leiden hatte nur er Trost.

Sie erhob sich vom Bette des Kranken und schlich leise in das anstoßende Wohnstübchen, um es für den Tag — es war der Christi-Himmelfahrt-Tag — zu ordnen. Sie bohnte den Tisch und die Stühle, stäubte die Bücher ihres Vaters ab, stellte sein Schreibgeräthe und die Hefte der Schulknaben in symmetrischer Ordnung auf, und rieb eine zinnerne Tabaksdose glänzend. Aber diese Arbeit wollte der armen Angela nicht wohl gelingen. Als sie daran dachte, daß ihr Vater, der sonst jeden Morgen und jeden Abend sein Pfeifchen zu rauchen pflegte, jetzt seit Monaten, gequält von Kummer und Krankheit, diese Lieblingserholung ganz versäumt hatte, fiel aus ihren Augen Thräne um Thräne auf die Dose in ihren Händen, und verdunkelte den, kaum durch ihren Fleiß hervorgelockten Glanz.

Aus dem kleinen hellen Stübchen trat Angela, vorsichtig und leise, um ja nicht den Schlummernden zu stören, in die Küche, und bereitete flink und behänd'

das Frühstück, nachdem sie auch hier für Ordnung und Reinlichkeit gesorgt hatte. Denn sie war nicht nur ihres Vaters einziges Kind, sondern sie war ihm auch Hausfrau, Magd und Krankenwärterin, die Stütze seines Alters und die einzige Hoffnung, die ihm noch von allen seinen, zu Grabe getragenen Freuden und Hoffnungen übrig geblieben war. Sie fühlte dies auch, und erkannte den großen Umfang der Pflichten, die sie schon in so zartem Alter zu erfüllen hatte; aber ihr klarer, heller Verstand und ihr reines, weiches Herz voll Liebe und Gehorsam gaben ihr Kraft, nicht vor der schweren Aufgabe, die Gott ihr auferlegt, zu erschrecken, sondern sich muthig und treu derselben zu unterziehen. Deßhalb fand sie auch immer noch Zeit und Lust, mehr als das Nothwendige zu verrichten, und nicht nur für die Bedürfnisse, sondern selbst auch noch für die Freude ihres Vaters Sorge zu tragen, und, wenn sie auch oft im Stillen weinte und sich härmte, doch ihm stets ein heiteres Angesicht und ein helles Auge zu zeigen.

So eilte sie auch heute, nachdem sie ihre häuslichen Geschäfte verrichtet hatte, in das Gärtchen, um ein paar Töpfe mit Levkoyen, den Lieblingsblumen ihres Vaters, die sie sorgfältig durchgewintert hatte, an das Fenster des Stübchens zu stellen; für den Kanarienvogel brachte sie Kreuzwurzel mit, das einzige Unkraut, was die sorgsame Gärtnerin in den Beeten duldete — sie ließ es absichtlich für ihren goldgefiederten Liebling stehen —; und als sie den Vogel und die Blumen versorgt hatte, streute sie Getraidekörner für ein paar Tauben, die unter dem Dache nisteten, vor das Haus hin. Aber außer diesen rechtmäßigen Gästen kamen noch viele ungeladene, in Gestalt von Hänflingen, Buchfinken und Sperlingen, vom Dache und

von den Bäumen herunter, um an dem von Angela's Hand gespendeten Frühmale Theil zu nehmen. Sie schienen alle das Mädchen zu kennen, so dicht umflatterten sie sie, und ein dreister Sperling pickte sogar ein Gerstenkorn auf, das ihr zufällig auf den Fuß gefallen war.

Einen Augenblick schaute das junge Mädchen fröhlich dem Treiben ihrer kleinen, muntern Gäste zu; aber ein bitterer Gedanke, der Gedanke, daß sie vielleicht bald keine Körner mehr für die Vögel, ja nicht einmal mehr Brod für sich und ihren armen Vater haben werde, trieb ihr plötzlich die kaum getrockneten Thränen wieder in die Augen, und hastig den Rest des Futters aus ihrer Schürze ausleerend, ging sie still und trübsinnig in das Haus zurück.

Meine jungen Leser wünschen ohne Zweifel den Grund des Kummers eines so jungen und so guten Mädchens zu erfahren, oder sie haben ihn vielleicht in der Krankheit ihres Vaters zu finden geglaubt. Allerdings war diese auch eine Ursache ihres Trübsinnes, ihrer Sorge; aber Angela und ihr Vater hatten noch einen anderen, und einen bitterern Schmerz zu erdulden, als selbst eine lange, und, dem Anscheine nach, hoffnungslose Kränklichkeit des Letzteren ihnen bereiten konnte.

Franz Lindorf war der einzige Sohn eines Dorfschullehrers gewesen, und als sein Vater starb, folgte er ihm in seinem Amte, welchem er denn auch, bis in sein hohes Alter, mit Liebe und Treue vorstand. Die wenigen Jahre abgerechnet, die Franz in seiner Jugend in einem Seminar zugebracht hatte, war er nie länger als Einen Tag von seinem Geburtsdörfchen entfernt gewesen, und alle seine Erinnerungen knüpften sich also an die Kirche, die Schule, die

Hütten, die Felder seiner Heimath an, die die Zeugen aller Freuden und aller Leiden seines Lebens gewesen waren. Darum hatte sich seine Seele, gleichsam wie ein alter Baum, mit tausend Wurzeln in die heimathliche Erde gesenkt; und wie ein solcher nicht verpflanzt werden kann, ohne daß er, durch das Zerreißen der zahllosen, zarten Fasern, womit er sich in den Boden, der ihn bisher trug und nährte, verzweigt hat, verdorret und stirbt, eben so wenig hätte der alte Lindorf noch ein Verpflanzen aus seinem Heimathdörfchen, ohne Gefahr für seine Gesundheit und sein Leben, ertragen.

Meine Leser verzeihen mir hoffentlich dieses allbekannte, vielgebrauchte Gleichniß. Ich wähle es eben, weil es allbekannt ist, und im Munde des Volkes lebt. Sehr häufig wird die Jugend erst auf die Bedeutung dessen, was sie täglich hört und sieht, aufmerksam, wenn sie es in einem Buche wiederfindet.

Gewiß hätte sich Franz lieber auf den kleinen Dorfkirchhof in das Grab gelegt neben seinen Eltern und an die Seite seines treuen Weibes und seiner vier ältesten Kinder — sie waren alle nach und nach aus seinen treuen Armen in die stille Erde hinabgesunken — gewiß hätte er sich lieber neben ihnen zur Ruhe gelegt, als daß er, noch im hohen Greisenalter, seine Heimath verlassen hätte. Auch dachte er dies, so oft sein Auge auf das einfache, weiße Kreuz des Kirchhofes fiel, dessen dunkelgrüner Rasen der liebste Spielplatz seiner Kindheit gewesen war, und der zugleich die bittersten Thränen getrunken hatte, die je seinen Augen entströmten. Denn er flüchtete immer mit allen seinen Leiden auf die Gräber der Todten, die er so sehr geliebt hatte; und wenn er hier auf den kleinen Sieben-Hügeln — den Trümmern seiner

entschwundenen Freuden und Herrlichkeiten — sein Herz durch Gebet und Thränen erleichtert hatte, war ihm nicht anders, als hätte er seinen Schmerz dem treuesten und theilnehmendsten Freunde vertraut. Dennoch fürchtete er, bald von den geliebten Gräbern sowohl, als aus seinem väterlichen Hause scheiden zu müssen; und er wußte keinen Ort auf der ganzen Welt, der dann ihm und seinem armen Kinde eine Zufluchtsstätte hätte bieten sollen.

Die Sache verhielt sich so. Als Franz noch jung war, hatte der Schulze*) des Dorfes, ein eben so boshafter und roher, als reicher Mann, eine Tochter, die er gern dem geschickten, jungen Lehrer zur Frau gegeben hätte. Aber Franz wußte, daß die Tochter den heftigen, eigensinnigen Charakter ihres Vaters ererbt hatte, und weil er ein frommes und sanftes Herz höher achtete, als Reichthum und Glücksgüter, heirathete er, statt der Schulzentochter, ein sehr liebenswürdiges, obgleich unbemitteltes Mädchen, das er von ganzem Herzen liebte. Der Schulze aber haßte ihn von jener Zeit an, und harrte nur einer Gelegenheit, um sich bitter an dem unschuldigen Lindorf für die Beleidigung, welche er erlitten zu haben wähnte, zu rächen.

Lange konnte er dem stillen, fleißigen, freundlichen Lehrer Nichts anhaben. Lindorf war ein alter Mann geworden, und der Schulze ein Greis, und nie war auch nur ein feindseliges Wort zwischen ihnen verlautet; aber der Rachsüchtige vergaß seines Grolles dennoch nicht. Da brach ein Unglück nach dem andern über das Haus des arglosen Lehrers herein, und sein boshafter Feind benutzte die Zeit des Grames und

*) Vorsteher.

der Sorge, um zu den schmerzlichen Prüfungen, die ihm Gott schickte, ein noch weit empfindlicheres Leid hinzuzufügen.

Lindorf verlor in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren seine vier ältesten Kinder; zuerst seine beiden Söhne, dann zwei Töchter. Gram, Sorge und Nachtwachen hatten in diesen Schmerzensjahren seine treue Gattin so angegriffen und erschöpft, daß auch sie an dem Tage, als ihr viertes Kind begraben wurde, auf das Krankenlager sank, das nur zu bald ihr Sterbebett werden sollte. Noch hallten die Todtenglocken im Ohr des unglücklichen Vaters und Gatten, noch waren die frischen Gräber seiner Lieben nicht mit Gras übernarbt, und noch viel weniger waren die weiten, brennenden Wunden seines Herzens geschlossen, als sein unversöhnlicher Feind auch schon begann, Gift in diese zerrissene, blutende Brust zu träufeln.

Schon während der Krankheit seiner Kinder hatte ein alter Nachbar dem Schullehrer erzählt, der Schulze habe den Patronats-Herrn *) ersucht, dem Franz Lindorf zu befehlen, daß er einen Hülfslehrer halte, weil er selbst die Schule vernachlässige. Lindorf erschrack; er wußte nicht, wovon er einen Hülfslehrer erhalten sollte. Seine Einnahme reichte zwar hin, ihn und die Seinigen zu ernähren; aber durch die vielen Krankheiten in seinem Hause war das Wenige, was er hatte ersparen können, schon gänzlich wieder aufgezehrt, und er zitterte bei dem Gedanken, vielleicht die Hälfte seiner Einnahme einem Fremden zuwenden zu müssen. Er eilte zum Schulzen und bat ihn offen und vertrauensvoll, seine Beschwerdeschrift an den

---

*) Patronatsherr ist ein solcher, der eine Pfarrherrn- oder Schullehrer-Stelle zu vergeben hat.

Patronatsherrn zurückzunehmen; er wolle alle seine Kraft anstrengen, um seiner Pflicht Genüge zu leisten, betheuerte der unglückliche Mann. Vergebens, sein hartherziger Feind verweigerte durchaus, den einmal abgeschickten Bericht zurückzunehmen, und dem armen Lindorf blieb nichts Anderes übrig, als geduldig den Erfolg der gegen ihn erhobenen Beschwerde abzuwarten.

Zum Glücke kam der Gutsherr, ein sanfter und menschenfreundlicher Mann, um diese Zeit selbst auf sein, in der Nähe des Dorfes gelegenes Landhaus; und nun faßte der schüchterne Lehrer sich ein Herz, ging zu ihm, und stellte ihm seine schmerzliche, sorgenvolle Lage vor, während er ihn zugleich bat, sich selbst davon zu überzeugen, ob er den Unterricht vernachlässigt habe, oder nicht. Der Freiherr von Arnsdorf — dies war der Name des Patronatsherrn — erfüllte seine Bitte, und als er fand, daß die Schule gut besorgt war, und überdies bedachte, welchen Kummer und welche Sorgenlast er dem alten Manne durch einen Hülfslehrer aufbürden würde, ließ er, trotz der Klagen des Schulzen, den guten Lindorf im alleinigen Besitze seines Lehrstuhles.

Der Schulze schwieg; aber er vergaß seinen Groll nicht. Nach dem Tode von Lindorf's Frau erneuerte er seine Quälereien auf eine höchst empfindliche Weise. Er befürchtete, seine Klagen beim Freiherrn möchten wieder nicht fruchten; deßhalb beschloß er — so verderbt war sein Herz — die Gewissenhaftigkeit Lindorf's selbst zum Werkzeuge seiner Rache zu machen. Er ging zu dem alten Lehrer, stellte ihm vor, daß es ihm, bei seiner geschwächten Gesundheit, unmöglich sei, seinem Amte mit der nöthigen Kraft und Ausdauer vorzustehen, und daß er sich einer schweren Sünde schuldig mache, wenn er, aus Eigennutz oder Eigensinn, darauf

beharre, der Schule noch ferner allein vorzustehen. Er machte ihn in seinem Gewissen verantwortlich für jede Schulstunde, die er versäume; für die Verwahrlosung der Kinder, die eine nothwendige Folge seiner Schwäche sei, und für allen Schaden, der ihnen im späteren Leben daraus erwachse. Der arme Lindorf, der durch seine Kränklichkeit wirklich in der letzten Zeit gezwungen worden war, die Schule einigemale eine Stunde früher als gewöhnlich zu schließen, und dessen edles, liebevolles Herz sich lieber für jeden seiner Nebenmenschen geopfert als freiwillig nur Einem derselben das geringste Unrecht zugefügt hätte, erschrack vor der schweren Verantwortlichkeit, die sein Feind, unter dem Scheine der Redlichkeit auf ihn wälzte, und mit zitternder Hand und zuckender Lippe unterschrieb der gequälte Mann endlich selbst die Bittschrift an den Patronatsherrn,

Jetzt kam der neue Hülfslehrer, ein gefühlloser, verwahrlos'ter junger Mensch; und von diesem Tage an begannen Lindorfs bitterste Leiden. Der Schulze lud den jungen Mann ein, bei ihm zu wohnen, was dieser auch gern annahm, weil der Wirth keine Vergütung von ihm verlangte. Ueberhaupt hatte der schlaue Schulze sogleich bemerkt, daß Otto Altstädt — so hieß der neue Hülfslehrer — neben manchen andern Fehlern, eine Sparsamkeit besitze, die an Geiz gränze; und diese Entdeckung benutzte er, um, wie er sich ausdrückte, „dem alten Lindorf die Hölle heiß zu machen." Er stellte dem jungen, unerfahrenen Altstädt täglich vor, wie unbillig es sei, daß ein so alter, abgelebter Mann, wie Lindorf, noch Theil an der Lehrerstelle habe, und mehr als die Hälfte der, damit verbundenen Einkünfte beziehe, während er, Altstädt, die bei weitem größere Last des Unterrichts, und eine

viel kleinere Einnahme, als der alte Lehrer habe. Diese Vorstellung, die der Schulze dem jungen Manne bei jeder Gelegenheit und unter allerlei Abänderungen wiederholte, verbitterte dessen ganzes Gemüth gegen den armen Lindorf, und bald konnte der alte Mann in der Schule, der er so lange und so gewissenhaft mit Ehren vorgestanden, Nichts mehr thun oder anordnen, was sein Hülfslehrer nicht schonungslos getadelt hätte. Die Art, wie Lindorf den kleinen Kindern das Buchstabieren beibrachte, war ihm zu schwierig; die Weise, worin er den größern vorlas, zu eintönig; die Lieder, die er den Kindern lehrte, waren ihm bald zu fröhlich, bald zu traurig; seinen Religionsunterricht nannte er unverständlich, und seine Rechenübungen langweilig. — Täglich, ja stündlich, bereitete er dem Manne, dessen Stütze er sein sollte, neuen Kummer, neuen Verdruß, und bald sah der unglückliche Lindorf keine andere Wahl mehr vor sich, als das Niederlegen seines Amtes oder einen, durch Kränkungen und Quälereien aller Art herbeigeführten, oder doch beschleunigten Tod.

II.

Der alte Lindorf erwachte. Er verließ sein Lager und trat matten Schrittes in das kleine Wohnzimmer. Als Angela ihn kommen hörte, verbannte sie jeden Ausdruck von Trübsinn aus ihrem Gesichtchen, und begrüßte ihn mit soviel kindlicher Freundlichkeit und anscheinender Heiterkeit, daß sich sofort auch seine kummervollen Mienen erhellten. Er bemerkte augenblicklich die Sorge, die sein Kind für seine Zufriedenheit getragen hatte, und sich in den Lehnstuhl niederlassend, den Angela für ihn an den

Tisch gerückt hatte, lobte er die Blumen vor den Fenstern, bemerkte, daß die Dielen nach dem gestrigen Scheuern sehr weiß geworden seien, und sprach die Hoffnung aus, daß das Wetter den heutigen Festtag begünstigen werde.

Unterdeß stellte Angela eine blaue, meißner Tasse und einen kleinen, zinnernen Becher für sich auf den Tisch. Dann holte sie aus dem nußbaumenen Eckschranke Butter und Brod, brachte das Milchnäpfchen, mit dem runden, silbernen Löffel, und endlich die blankgescheuerte Kanne mit dem dampfenden Kaffee.

„Und hast du gut geschlafen, mein Väterchen?“ fragte sie nun: „Wie geht es dir heute? — Hast du Brustschmerzen? ist dir der Athem schwer?“

„Nein, mein Kind;“ sagte der alte Mann; „ich fühle mich heut wohler, als seit lange der Fall war. Die Luft ist so milde, und die Brust ist mir so leicht. Ich hoffe, wir werden die Himmelfahrt unseres Herrn heute mit freudigen Herzen feiern.“

„Gott gebe das!“ sagte Angela: „Und, Vater, ich werde mit dir in die Kirche geh'n; Frau Anna kam diesen Morgen aus der Frühmesse hier vorbei, und sagte mir, sie wolle mir heute das Haus versorgen, damit ich das Hochamt nicht zu versäumen brauche.“

„Das freut mich, mein Kind“ erwiederte der Greis, seine Tasse zurückschiebend, und seine Augen hafteten voll Liebe und Segen auf Angela's unschuldigem Antlitz: „So, nun räume das Frühstück ab und reiche mir das Päckchen Bilder her, daß ich die Sprüchlein dahinter schreibe für die Kinder, die ich heute aus der Schule entlasse. Sie kommen nach dem Gottesdienst alle hieher; Jedes, um sich ein Bildchen zu holen.“

Und während der alte Mann mit zitternder Hand die frommen Verschen hinter die feinen, goldgeränderten Heiligenbildchen schrieb, war sein flinkes Kind im Schlafstübchen, und machte sauber das Bett, und lüftete und stäubte ab; und langte die Festkleider des Vaters aus dem alten, eichenen Schranke, und den Sonntagshut und das Gebetbuch mit dem Silberbeschlag. Und dann war sie in der Küche, und stellte die Hühnersuppe zum Feuer, und schälte und wusch die Kartoffeln, und füllte die Kälberbrust zum Braten und ordnete Alles so an, daß die freundliche Frau Anna, wenn sie käme, nichts mehr zu thun hätte, als das Feuer zu unterhalten. Und als das Dorfglöckchen zum ersten Male geläutet wurde, trat sie schon wieder in das Stübchen, sauber und nett in ein etwas verblichenes, grünseidenes Kleid, das Brautkleid ihrer verstorbenen Mutter gekleidet, und brachte dem Vater seinen blauen Sonntagsrock, und das weiße Halstuch und die schwarze Weste, und freute sich, wie er so stattlich aussah, und hatte noch immer etwas an ihm zu ordnen und zu verbessern, und sah ihm nach, wie er durch das Gärtchen dem Dorfe zuschritt, bis er in der Ferne zwischen grünen Hecken und Bäumen verschwand.

Dann kam Frau Anna, die alte Nachbarin, die Niemand auf der Welt mehr hatte, als einen einzigen Sohn, der in einem entfernten Dorfe diente. Aber sie hatte ein reiches Herz, und liebte alle Menschen, die sie kannte, und alle, die sie nicht kannte, besonders aber Angela, weil sie ihrer Mutter, die der armen Wittwe viel Gutes gethan hatte, so ähnlich sah, und weil sie so freundlich und gehorsam gegen ihren Vater war.

„Der Vater läßt Euch grüßen, Frau Anna!"

sagte Angela, als die alte Frau in das freundliche Stübchen trat: „und er läßt Euch danken, daß Ihr für mich kochen wollt, und bittet Euch, heut mit uns zu essen. Der Vater hat Meister Altstädt auch eingeladen, und er wünscht sehr, daß Ihr auch von der Gesellschaft sein mögt."

„Dein Vater ist recht freundlich" erwiederte Frau Anna: „daß er eine so arme, alte Frau, wie ich bin, zu Tische bittet. Ich wollte auch gern mit Euch essen; aber ich fürchte mich ein Wenig vor Meister Altstädt, der so seltsame Manieren hat."

„O — aber er wird ja höflich gegen Euch sein, in einem Hause, wo Ihr und er zu Gaste geladen seid," sagte Angela.

„Ja, das wird er auch," meinte Anna, „und so will ich denn bleiben; denn ich bin gar zu gern in deines Vaters Gesellschaft."

Jetzt eilte Angela der Kirche zu, und wer sie auf diesem Wege sah, hätte sie leicht für ein Bild der Gesundheit und Freude halten mögen. Der schöne Frühlingstag, das hohe Fest, das erhöhte Wohlbefinden ihres Vaters, Alles vereinigte sich, um ihrem reinen und vertrauensvollen, jungen Herzen die Hoffnungen für die Zukunft zurückzugeben, die sie wenige Stunden vorher noch so ganz verloren zu haben schien. Die Freude und die Bewegung gaben ihren sanften, runden Kinderwangen die helle Röthe zurück, die Kummer und Sorge vorhin so spurlos verwischt hatten. Ihre reichen, braunen Locken, in welchen sich die Sonnenstrahlen fingen, die durch die Zweige der Buchen brachen, welche ihren Pfad beschatteten, wallten bei jedem ihrer leichten Schritte auf und nieder, und wenn sie ihr schönes Köpfchen neigte, um einen Vorübergehenden zu grüßen, war

ein Lächeln auf ihrem Antlitze, so voll Heiterkeit und Freundlichkeit, daß es einem Jeden warm und wohlthuend zum Herzen drang.

Als sie endlich in die Kirche trat, waren alle bangen und kleinmüthigen Empfindungen aus ihrer Seele verschwunden; nur Freude, Vertrauen und Andacht belebten ihr Herz. Der Hochaltar war mit tausend frischen Blumen, das Schiff der Kirche mit jungen Maien geschmückt. Die Kerzen waren schon angezündet; der alte Küster stand zur Seite und schwenkte leise das Weihrauchgefäß, und Angela's Vater ordnete die Reihen der Schulkinder, die heut zum ersten Male zum Tisch des Herrn gehen sollten. In jeden Betstuhl nickten grüne Zweige; durch das große, östliche Fenster fiel ein blendender Lichtstrom auf den Altar, und der Duft der Blumen und des Rauchwerks erfüllte den ganzen Raum. Gewiß würde jede Dame aus der Stadt eine solche Atmosphäre beklemmend und betäubend genannt haben; aber Angela war von Kindheit an daran gewöhnt worden. Jedes Fest war in ihrer Erinnerung mit ähnlichen, äußeren Zugaben verknüpft, und es wäre ihr fast unmöglich gewesen, sich einen Feier- und Freudentag vorzustellen ohne Sonnenschein, Blumen und Weihrauch.

Mit welch heißer Andacht wohnte Angela dem Gottesdienste bei! Wie stimmte sie fromm und gerührt in die Lieder mit ein, die ihr Vater mit den Kindern sang. Und dennoch trat eine Thräne in ihr glänzendes Auge. Sie dachte daran, wie vor drei Jahren, als sie selbst zum ersten Male die heil. Communion empfing, ihre, schon kränkelnde Mutter sie mit dem Kleide schmückte, das sie heute noch trug. Das grüne Kleid — ja, sie trug es noch; aber die geliebte Mutter? — Ach, sie war unter die grüne Decke ge-

sunken, die selbst die Hand des liebenden Kindes nie wieder von dem erblaßten Antlitze zu erheben vermochte.

Als das Hochamt geendet war, und der alte Lindorf nun den Kindern in der altgewohnten Weise vorbeten wollte, ehe sie zum heil. Mahle gingen, trat der Hülfslehrer Altstädt zu ihm, und sagte in zwar halbleisem, jedoch hartem Tone: „Ich habe jetzt lange genug die Orgel geschlagen, und will auch einmal in der Kirche fungiren. Ihr könnt jetzt heraufgehen, um das letzte Lied zu spielen; ich will das Vorbeten übernehmen."

Der alte Mann erblaßte. Er hatte sich so darauf gefreut, den Kindern vorzubeten, und noch einige Worte voll Liebe und Innigkeit aus seinem Herzen zu ihnen zu reden: und nun sollte das so anders kommen! — Aber er blickte in das erhitzte Gesicht des Hülfslehrers und bedachte, daß Nichts einen so gefährlichen Eindruck auf die offnen, erweichten Herzen der Kinder machen könne, als ein Streit zwischen ihren Lehrern an so geheiligter Stätte und in so heiliger Stunde, und er gab schweigend, aber mit einem tiefen Seufzer nach. Er setzte sich an die Orgel und hörte den Gebeten zu, die sein unbescheidener, gefühlloser Amtsgehülfe sprach; aber er verstand sie nicht. Er spielte mechanisch, mit bebender Hand und zitternder Lippe, das Schlußlied. Er konnte sich kaum erheben, als es zu Ende war; niemals noch war ihm die Erfüllung einer Amtspflicht so schwer geworden.

Angela hatte den Auftritt zwischen den beiden Lehrern mit angesehen, und sie war tödtlich erschrocken, als sie ihren Vater erblassen und die Kirche verlassen sah. Sie folgte ihm, denn sie glaubte, ihm sei unwohl geworden; als sie ihn aber die Treppe zur Orgel hinaufsteigen sah, beruhigte sie sich wieder etwas.

Doch hörte sie bald an den schwachen, ungewissen Tönen, die er dem Instrumente entlockte, daß er sehr angegriffen sein müsse. Deßhalb trat sie, sobald der Gottesdienst beendet war, vor die Kirchenthüre hinaus, um ihn zu erwarten. Er kam bald mit dem Meister Altstädt und den Kindern. Er sagte Ersterem freundlich, daß er ihn binnen einer halben Stunde bei Tische erwarte, und lud Letztere ein, mit ihm zu gehen, um ihre Bildchen in Empfang zu nehmen.

„Nein," sagte Meister Altstädt: „das kann jetzt nicht geschehen; ich habe schon gestern für jedes Kind ein Bild und ein Gebet zurecht gelegt, und die Frau Schulzin gibt Jedem einen Honigkuchen dazu; sie müssen jetzt mit mir gehen, nach dem Schulzenhof."

Der alte Lindorf seufzte tief auf. Es war klar, der junge Mensch, der seine Stütze, sein Trost hätte seiu sollen, wollte ihm jede, jede Freude verderben. Mühsam faßte sich der alte Mann, und sagte mit gebrochener Stimme: „Gut, Kinder! so geht jetzt mit Magister Altstädt und kommt diesen Abend um sechs Uhr und holt Eure Bildchen von mir." Dann faßte er den Arm seiner Tochter, die zitternd und mit kaum verhaltenen Thränen neben ihm stand, und schwankte schweigend und mühsam seinem Hause zu, das sie beide so froh verlassen hatten.

Angela wußte, wie sehr solche Auftritte, wie die eben erlebten ihren Vater betrübten und kränkten; deßhalb war sie selbst so tief erschüttert, daß sie nicht zu ihm zu reden wagte, denn sie fühlte, daß ihre Stimme zittern, und daß, beim ersten Wort, ihre Thränen gewaltsam hervorbrechen würden. Aber ihr Vater selbst brach bald das peinliche, bange Schweigen, das unter ihnen herrschte. „Angela, mein Kind!" flüsterte er in unklarem, kaum verständlichem Tone: „Laß uns

schneller gehen; ich fühle mich so übel.“ — Und dann, als Angela ihn erschrocken anblickte, brach er plötzlich todtenbleich zusammen, und ein Strom von Blut quoll von seinen erstarrenden, bläulichen Lippen.

III.

Eine Stunde später herrschte die größte, schmerzlichste Verwirrung in dem sonst so stillen geordneten Häuschen Lindorfs. Der alte Mann lag regungslos und mit geschlossenen Augen auf seinem Lager, und sein Zustand, der halb Schlummer, halb Ohnmacht war, beunruhigte die Umstehenden auf's Höchste. Neben ihm saß sein Kind, zitternd und todtenbleich, hielt ihm ein Tuch mit Essig vor den Mund, und wusch ihm leise die Schläfe. Am Fuße des Bettes stand der Dorfwundarzt mit ineinander geschlungenen Armen und betrachtete den Kranken mit rathlosen, verwirrten Blicken. In einer Ecke der Stube besprachen sich leise zwei alte Nachbaren, und von Zeit zu Zeit schaute Frau Anna's weinendes Gesicht einen Augenblick zur Thüre herein.

Das Gärtchen und der Platz vor demselben waren mit Theilnehmenden und mit Neugierigen angefüllt. Rauchende Männer, schwazende Weiber und weinende Kinder, die schon im Voraus den wahrscheinlichen Tod ihres Lehrers beklagten, bildeten den Trupp, und von Zeit zu Zeit traten Einige in das Haus, um sich nach dem Zustande des Kranken zu erkundigen.

Ganz in der Nähe dieser betrübenden Auftritte, aber ohne sich im Mindesten dadurch außer Fassung bringen zu lassen, befand sich der Hülflehrer Altstädt, auf Nichts eifriger bedacht, als auf den Genuß des Mittagsmahles, zu welchem der arme Lindorf ihn

Bayerische Staatsbibliothek München

eingeladen hatte, und das Frau Anna, trotz der allgemeinen Verwirrung und trotz ihrer eigenen Thränen, und ihres, noch gesteigerten Widerwillens gegen den jungen Schullehrer, ihm aufgetragen hatte.

Endlich erschien der Arzt, nach welchem Angela geschickt hatte, und dem sie mit so ängstlicher Spannung entgegensah. Er untersuchte sorgfältig den Zustand des Kranken, ordnete die geeigneten Mittel an, entfernte alle überflüssigen, müßigen Zuschauer aus dem Hause und aus der Umgebung desselben und winkte, als er nach längerem Verweilen das Krankenzimmer wieder verließ, Angela, ihm in die Wohnstube zu folgen.

Hier standen noch die Reste von Altstädts Mahl auf dem Tische. Der Doctor warf einen mißbilligenden Blick darauf, schüttelte den Kopf, und wandte sich dann an Angela. „Jungfer Lindorf" sagte er: „Der Zustand Ihres Vaters erheischt die größte Vorsicht und Sorgfalt. Nach dem, was ich aus Ihrer Erzählung schließen kann, ist er durch lang anhaltenden Gram und vorhergehende Kränklichkeit vorbereitet worden, und heute durch die Anstrengung, die drückende Luft in der Kirche, und den Verdruß, den der alte Mann gehabt hat, zum Ausbruche gekommen. Es ist daher höchst nothwendig, daß Alles vermieden werde, was den Kranken verletzen, betrüben oder auch nur aufregen könnte. Nur auf diese Weise dürfen Sie hoffen, Ihnen sein Leben erhalten zu sehen."

„Gewiß, gewiß!" flüsterte Angela, und drückte ihre zitternden Hände auf die Brust: „er soll nicht die leiseste Unannehmlichkeit erfahren. Ich will ihn bewachen, wie den Stern meines Auges."

„Gut, mein Kind!" sagte der Arzt: „Und nun

will ich Sie verlassen, um morgen wieder zu kommen; wenn bis dahin das Blutbrechen sich nicht wiederholt, haben wir Hoffnung, daß er leben wird.

„Hoffnung!" wiederholte Angela, ihre Hände heftig faltend, während ihre Thränen, denen sie bisher mit gewaltsamer Anstrengung gewehrt hatte, heiß und häufig über ihre erblaßten Wangen strömten: „Hoffnung! — O, ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht, und den lieben Gott unablässig bitten, daß er diese Hoffnung verwirkiche."

Der schöne Frühlingstag neigte sich zu Ende, und der purpurne Glanz des Abendlichtes schimmerte sanft und warm durch die Vorhänge des stillen Krankenzimmers, als der alte Lehrer aus einem müden, unerquicklichen Schlummer erwachte. Angela saß hütend an seinem Lager; sie rückte seine Kissen zurecht; sie reichte ihm Arznei und einen Labetrunk, sie lächelte ihn an, und verbarg ihm unter diesem sanften, kindlichen Lächeln die tausend bitteren Sorgen und Schmerzen, die ihr weiches Herz zerrissen. Der Kranke erkannte wohl die Größe ihrer aufopfernden Liebe, und dankte Gott im Stillen für die Tugend seines Kindes. Dann fragte er mit leiser, schwacher Stimme: „Wie spät ist es, mein Kind?"

„Sieben Uhr, mein Vater."

„Und sind, als ich schlief, die Kinder hier gewesen, um ihre Bilder zu holen?"

„Nein, lieber Vater; sie haben wahrscheinlich gehört, daß du krank geworden bist, und sind darum nicht gekommen."

„So lasse sie rufen" sagte der Kranke: „und vertheile du die Bilder unter sie. Man soll nie ein Versprechen unerfüllt lassen; am Wenigsten aber gegen die, welche uns nicht daran mahnen."

Angela erfüllte den Befehl ihres Vaters. Sie ließ die Kinder alle in das Gärtchen kommen, und während Frau Anna an Lindorfs Bette saß, vertheilte sie die Bilder unter die Kinder. Sie erinnerte sich mit schmerzlichen Gefühlen der heitern Morgenstunde, als sie noch so sorglos mit ihren Vorbereitungen für den festlichen Tag beschäftigt gewesen war, und als der Greis mit so ruhiger, freundlicher Miene die kleinen Verse schrieb, die sie jetzt mit zitternder Stimme und mit rinnenden Thränen den Kindern vorlas; und sie glaubte, ihr Herz müsse brechen vor Gram und Bekümmerniß. Der Jugend erscheint Nichts so schrecklich, als der plötzliche Umschwung vom Glücke zum Unglücke, von der Hoffnung zur Trauer; die Aelteren und Erfahrneren entsetzen sich nicht mehr vor einem Wechsel, den sie als begründet in der schwachen und unvollkommenen Natur aller irdischen Dinge erkennen.

Als Angela die Kinder entlassen hatte, nahm sie ihren Platz am Bette ihres Vaters wieder ein; und hier wachte sie die Nacht hindurch, und noch manche der folgenden Nächte, bis der Kranke sich endlich langsam zu erholen begann, und sein Kind wieder gegründete Hoffnung für die Erhaltung seines Lebens schöpfen konnte.

IV.

Franz Lindorf hatte an einem schönen Sommernachmittage zum erstenmale sein Häuschen wieder verlassen, um einige seiner Nachbaren zu besuchen, die ihm während seiner Krankheit viele Theilnahme und Freundschaft bewiesen hatten. Angela war also allein, und sie benutzte die Abwesenheit ihres Vaters,



Ausführung u. Stich J. Manz' Kunst-Verlag

Lenzen, Angola.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

um zuerst die Stuben zu putzen und zu lüften, und dann die Küchengeräthschaften blank zu scheuern; denn diese ihre Lieblingsbeschäftigung war in der letzten Zeit fast gänzlich unterblieben. Sie war eben mit den Stuben fertig geworden, und stand jetzt vor der Hausthüre, an einem großen Zuber, und rieb eifrig die zinnernen und kupfernen Teller, Deckel und Näpfe mit Werg und Holzasche. Sie stellte sich vor, wie der Vater sie loben werde, wenn er heimkäme, und das ganze Häuschen so sauber und blank fände; und ihr freundliches Gesichtchen glühte von der Freude und der Arbeit, und ihre Lippen lächelten so heiter, mit einem solchen Ausdrucke von Vergnügen und Zufriedenheit, daß es wenige Menschen geben möchte, die in dies glückliche Antlitz hätten schauen können, ohne die, in demselben ausgesprochene Freude mitzuempfinden.

Jetzt hörte sie die Gartenthüre gehen. Sie glaubte, Frau Anna werde zu ihr kommen, und ruhig aufblickend war sie schon im Begriffe, ihr ein freundlich grüßendes Wort zuzurufen. Aber, wie erblaßte sie, als sie den Besuch erkannte! — Es war Altstädt, der Hülflehrer, der seit dem Himmelfahrttage Lindorf's Haus nicht wieder betreten hatte, und dessen Erscheinen auch jetzt, wie Angela befürchtete, keine Freude unter ihr stilles Dach bringen werde; denn das hatte er bis auf diese Stunde noch nie gethan. Sie freute sich aber in ihrem Herzen, daß er wenigstens ihren Vater nicht traf, und also keine Gelegenheit fand, ihn zu verletzen; und sich fassend, ging sie ihm entgegen, und lud ihn ein, in das Haus zu treten.

„Ist Euer Vater drinnen, Jungfer Lindorf?" fragte der Hülflehrer.

„Nein, Meister Altstädt!" erwiederte Angela: „aber tretet in die Stube; wenn ich die Botschaft an meinen Vater übernehmen kann —"

„Wo ist Euer Vater, Jungfer Lindorf?"

„Er ist ausgegangen, heute zum ersten Male, um unsere Nachbarn zu besuchen, die ihm in seiner Krankheit viel Liebes und Gutes erwiesen haben. — Aber tretet herein, Magister Altstädt."

„Ich danke, Jungfer!" sagte Altstädt verdrießlich: „Wenn euer Vater nicht zu Hause ist, kann es doch nicht helfen."

„Aber Meister, habt Ihr mir keinen Auftrag an den Vater zu geben?"

„Nein — ja!" erwiederte der Hülflehrer, sich besinnend: „Ihr könnt ihm sagen, ich sei hier gewesen, um mit ihm über eine Schrift zu sprechen, die der Schulze und der Schulvorstand morgen an den Herrn von Arnstorff abschicken wollen. Der Schulze und die Beigeordneten haben es nämlich unbillig gefunden, daß Euer Vater noch länger die Haupteinnahme der Schule bezieht, da ich schon seit acht Wochen allein alle Arbeit habe thun müssen. Sie wollten deßhalb an den gnädigen Herrn berichten, daß er mir die Schule übertragen soll, weil es doch nicht wahrscheinlich ist, daß Euer Vater je wieder einen Fuß darin setzen kann —"

„O, Herr Magister, das kann er doch, das kann er doch!" rief Angela zitternd und aufgeregt: „Der Doctor hat gesagt, schon nach acht Tagen würde er es können."

„Der Doctor, Jungfer Lindorf, spricht, wie Ihr es gerne hört" versetzte der herzlose Peiniger dem armen Mädchen: „Uebrigens ist die Schrift an den gnädigen Herrn schon aufgesetzt; ich brauche sie nur

abzuschreiben, und wollte nur aus Freundschaft Euren Vater fragen, ob ich am Schlusse bei dem Herrn Baron um einen Gnadengehalt für ihn anhalten solle."

„O, lieber Herr!" flehte Angela, kaum ihrer Stimme mächtig: „schickt die Schrift noch nicht ab; sprecht nicht mit dem Vater davon; das würde ihn auf's Neue krank machen. — Wartet nur noch acht, noch kurze acht Tage."

„Das geht nicht!" sagte Altstädt: „Der Bote ist schon gedungen; morgen geht das Schreiben ab."

„Oh — wartet nur noch vier, noch zwei, noch einen einzigen Tag!"

„Es geht nicht an; guten Abend, Jungfer Lindorf."

„O, Herr Magister, Herr Magister! so sagt doch wenigstens meinem Vater Nichts davon."

Der Hülflehrer bedachte sich einen Augenblick; dann sagte er: „Wenn Ihr die Verantwortung dafür übernehmen wollt, Jungfer Lindorf —"

„Gewiß, gewiß! nur sagt ihm Nichts von der unglücklichen Schrift."

„Nein, verlaßt Euch darauf; — guten Abend!"

Als die Gartenthüre sich hinter ihrem Quäler schloß, rang die arme Angela die Hände, und brach in heiße Thränen aus. Sie wußte in dieser entsetzlichen Lage weder Rath noch Hülfe; nur das Eine begriff sie, daß ihrem schwachen, kränklichen Vater dieser Schlag so lange als möglich vorenthalten werden mußte. Aber sie war noch zu jung, zu sehr ein Kind, um einen großen Schmerz ertragen zu können, ohne den Versuch, durch erleichternde Klagen gegen ein theilnehmendes Herz, seine erste Gewalt zu brechen. Wir sehen sie daher nach Verlauf von einigen Minuten über die Gasse in die Hütte der guten Anna eilen; und ihr erzählte sie das Vorgegangene, und auf die

Hand der redlichen, alten Frau flossen ihre heißen, bittern Thränen.

„Ich fürchte, ich habe Recht gehabt, mit meiner Scheue vor dem neuen Magister;" sagte Anna: „ich fange an zu glauben, daß er kein ganz guter Mensch ist. Aber wir dürfen ihm sein selbstsüchtiges Wesen doch nicht allein zur Last legen; er ist durch eine schlechte Erziehung verdorben worden.

„Ach, das ist unglücklich genug, auch für ihn!" seufzte Angela: „Aber mein armer Vater! — was, was soll ich thun, um ihm diese neue Kränkung zu ersparen?"

„Ich weiß keinen Rath, mein Kind, als daß du Meister Altstädt noch einmal bittest, die Sache noch ein wenig hinauszuschieben."

„O — er hat so wenig Mitleid und einen so festen eisernen Willen!"

„Ich glaube das wohl, mein armes Kind. Das kommt daher, daß sein Wille nie gebrochen worden ist. Seine Mutter war seines Vaters zweite Frau, und er war ihr einziges Kind; und sie liebte ihn viel mehr, als die Kinder aus der ersten Ehe. So hat sie ihm denn immer allen Willen gelassen, und er hat über seine andern Geschwister herrschen und sie immer ungestraft necken und plagen dürfen. Und jetzt, da sie erwachsen sind, sind die Andern alle brave, redliche Leute geworden, und er allein ist verderbt und schlimm."

„Sollte es mir wohl helfen, wenn ich mit dem Schulzen über die Sache spräche?" fragte Angela, die, beschäftigt mit ihren kummervollen Gedanken, die Worte der Frau Anna nur halb gehört hatte.

„Mit dem Schulzen!" rief Frau Anna: „Du kannst es wohl versuchen, Kind, doch — aber ich glaube, es ist deine Pflicht, Alles zu thun was in deinen Kräften steht, und so —"

„Ja, ich will zu ihm gehen" sagte Angela sich von dem hölzernen Bänkchen erhebend, auf welchem sie gesessen hatte: „Betet indessen für mich, Frau Anna, daß meine Worte Eingang in sein Herz finden mögen."

Auf der großen Vorflur seines Hauses, die zugleich als Küche diente, saß der Schulze am Herdfeuer; ihm gegenüber der Schullehrer Altstädt. Sie rauchten und tranken Weißbier, und der Magister erzählte mit lachendem Munde den Auftritt, den er so eben mit der Jungfer Lindorf gehabt hatte. "Nun" sagte der Schulze: „so braucht Ihr also Nichts vom Gnadengehalt zu schreiben, und wenn sie's nun nicht bekommen, so ist die Tochter des Alten selbst Schuld daran."

„Freilich; sie will ja nicht, daß ich mit dem Alten reden soll; sie hat sich also selbst zuzuschreiben, was daraus entsteht."

„Nun werdet Ihr bald alleiniger Schulmeister sein, und in Lindorf's nettem Häuschen wohnen; und ich gebe Euch mein Wort, einen Monat darauf heirathet Ihr meine Enkelin!"

„Das ist eine abgemachte Sache!" rief der Hülfslehrer: „Ihr gebt doch der Anne-Liese eine tüchtige Aussteuer, Schulze?"

„Das versteht sich!" erwiederte der Alte: „und wir wollen eine Hochzeit halten, die drei Tage dauern soll."

In diesem Augenblick wurde die Thüre leise aufgeklinkt, und Angela trat schüchtern und zögernd in die Hausflur. Sie erschrack als sie Altstädt neben dem Schulzen erblickte; aber um ihres Vaters willen überwand sie die Bangigkeit, die ihr das Herz beklemmte, und sich langsam dem Schulzen nähernd, sagte sie mit sanfter, bittender Stimme:

„Verzeiht, daß ich so ungerufen zu Euch komme, Schulze; es geschieht in der Angst meines Herzens. Und da ich weiß, wie viel Ihr vermögt, so wollte ich Euch bitten, Euren Einfluß zu Gunsten meines Vaters zu verwenden."

„Ah, kriecht der Alte zu Kreuz?" rief der böse Mann, sich an der Angst und Verlegenheit des armen Mädchens weidend: „Und nun schickt er die Dirne, um mir Honig um den Bart zu streichen; aber es soll ihm nichts helfen. Ich kenne seine Schliche zu gut."

Angela's bleiche Wangen errötheten tief vor Zorn und Schaam; denn so sanft sie war, so regte es sie dennoch heftig auf, solche Reden über ihren geliebten redlichen Vater zu hören, und in festerem Tone erwiederte sie dem Feinde ihres Hauses:

„Ihr irr't Euch, Schulze; mein Vater hat mich nicht zu Euch geschickt; ich fürchte sogar, er hätte mich nicht gehen lassen, wüßte er, in welcher Angelegenheit ich hier bin. Ich habe ihm kein Wort von der Sache mitgetheilt, um ihm eine eben so bittere als unverdiente Kränkung zu ersparen, und kam aus eigenem Antrieb, um Euch zu bitten, sie doch wenigstens so lange noch hinauszuschieben, bis mein armer Vater seine Gesundheit wieder erlangt hat."

„Der Schulvorstand hat die Sache reiflich erwogen" erwiederte der Schulze: „und gefunden, daß sie keinen Aufschub erleiden kann; das ist auch meine Meinung, und mein letztes Wort darüber." — So sprechend stand er auf, und wandte dem bittenden Kinde den Rücken, als wolle er es weiter keines Wortes mehr würdigen; und der Hülflehrer folgte mit linkischer Geberde dem Beispiele seines saubern Gönners.

„So habe ich auch hier eine Fehlbitte gethan," seufzte Angela, und verließ mit matten, beinahe wan-

kenden Schritten das Haus. Sie wäre gern noch einmal zu Frau Anna gegangen, um ihr ihr Leid zu klagen; aber sie fürchtete, ihr Vater möchte nach Hause kommen, und sich über ihre Abwesenheit wundern. So eilte sie denn mit schwerem Herzen wieder an ihre Arbeit, und als gegen Abend Lindorf zurückkam, hatte sie sich so weit gefaßt, um ihm ein ruhiges Gesicht und ihr gewöhnliches, unbefangenes Wesen entgegenbringen zu können. Doch wunderte sich der aufmerksame, sorgsame Vater über ihre ungewöhnliche Blässe; aber sie schob das leichthin auf die Sommerwärme, und blieb standhaft, bis sie sich endlich allein in ihrem kleinen stillen Schlafstübchen sah. Hier endlich ließ sie ihren Thränen freien Lauf, und rief in heißem inbrünstigem Gebet Gott um Hülfe an. Und aus der reichen Quelle, die Jeden mit Segen und Beistand überströmt, der mit Ernst daraus zu schöpfen bemüht ist, aus diesem unversieglichen Born, schöpfte auch sie Trost und Rath und Muth, ihr Leiden zu ertragen. Es kam ein Gedanke in ihre bekümmerte Seele, von dessen Ausführung sie sich Hülfe versprechen durfte, und — aber noch will ich meinen jungen Lesern den Plan nicht verrathen, den Angela in dieser schmerzlichen Nacht entwarf, um ihren Vater aus seiner bedrängten Lage zu erretten. Vielmehr wollen wir sie Schritt vor Schritt bei der Ausführung desselben begleiten, und uns dabei des Muthes und der Ausdauer ihrer kindlichen Liebe freuen.

V.

Am folgenden Morgen, als die Tauben gefüttert, der Kanarienvogel versorgt und das Frühstück abgeräumt war, trat Angela zu ihrem Vater, der sich eben

ein Buch von dem alten, braunen Bücherbrette herunterlangte, und sagte mit freundlicher, aber doch etwas schüchterner Miene: „Lieber Vater, ich habe eine große Bitte an dich zu thun; wirst du mir sie wohl erfüllen?"

„Und was bittet mein Kind?" fragte der Greis freundlich: „Du machst mir so viele Freuden" fuhr er fort, seine Hand sanft auf das junge Haupt seiner Tochter legend: „daß ich dir keine versagen möchte, die ich dir gewähren kann und darf."

„Mein gütiger Vater!" sprach Angela in innigem Tone: „Du weißt, übermorgen beginnt die Wallfahrt nach Marienthal zu dem berühmten Gnadenbilde. Wenn du es erlaubst, möchte ich mich den frommen Leuten aus unserm Dörfchen anschließen, um in der marienthaler Kapelle dem lieben Gott für deine Genesung zu danken, und ihn zu bitten, daß er dich noch ferner mir erhalte in Gesundheit und Zufriedenheit."

„Aber, mein Kind," sagte der Vater: „willst du mich denn so lange allein lassen?"

„Nein, lieber Vater!" erwiederte das Mädchen: „Frau Anna hat mir versprochen, die drei Tage, die ich abwesend sein muß, bei dir zu wohnen, und das Hauswesen zu besorgen."

„Es ist aber eine ganze Tagereise weit; die Wallfahrt wird dich zu sehr ermüden:" wendete der Vater nochmals ein; denn es fiel ihm schwer, sein Kind, wenn auch nur für drei Tage, von sich zu lassen.

„O, lieber Vater!" bat Angela: „ich kann recht gut so weit gehen; und ich glaube, ich werde dort so andächtig beten können."

„Das kannst du hier auch;" sagte Lindorf: „das kann der Mensch, der seine Pflichten erfüllt, an jedem Orte."

„Gewiß, liebster Vater, gewiß! Aber hier bin ich doch oft zerstreut; ich denke an die Küche, an den Garten, an das Haus. Früher, als meine liebe Mutter noch lebte, und ich für Nichts zu sorgen hatte, außer für die Tauben und die Blumen, konnte ich viel öfter und ungestörter an Gott denken; ich redete mehr mit ihm. So, meine ich, müßte es wieder werden, wenn ich einmal, wieder frei von allen meinen kleinen Sorgen und Geschäften mit den andern frommen Leuten nach Marienthal ginge."

Die Erinnerung an die verstorbene Mutter, die das Kind in so schwermüthigem Tone aussprach, erweichte den Vater so sehr, daß er nicht mehr vermochte, Angela's Wünschen zu widerstreben. Er gab seine Einwilligung zu der Wallfahrt. Ach, der Greis ahnte nicht, welch' ein schweres, sorgenvolles Herz sein armes Kind dem Gnadenbilde entgegentrug.

Am zweiten Morgen nach diesem Gespräche, vor Aufgang der Sonne noch, stand Angela, in einem neuen, sauberen, blauleinenen Kleidchen, den gelben Strohhut mit den rothen Bändern auf ihren braunen Locken, und ein Körbchen am Arme, in das sie ihre Nachtkleider, etwas Brod und Butter, ein Beutelchen mit kleiner Münze und das Gebetbuch ihrer Mutter hineingelegt hatte, vor dem Bette ihres Vaters. Er schlief noch; und weil sie am vorhergehenden Abende schon Abschied von ihm genommen, und seinen Segen erhalten hatte, wollte sie ihn auch nicht wecken. Sie betrachtete schweigend und lange die frommen, sanften Züge des Greises und wünschte in ihrem Herzen, daß der Schulze und der Hülflehrer dieß ehrwürdige Haupt mit den weißen Locken und dem freundlichen Antlitze nur einmal mit ihren Augen sehen könnten; sie würden ihn dann gewiß nicht mehr kränken und

betrüben. Dann schlich sie leise und vorsichtig aus dem Stübchen, und sagte freundlich zu Frau Anna, die schon gekommen war, um ihr Amt als Lindorfs Haushälterin anzutreten:

„Mein Vater schläft noch, liebe Frau Anna; darum bringt ihm noch einmal meine Grüße, Angela's herzinnige Grüße. Und sagt ihm, daß ich recht fromm für ihn beten wolle, und daß, wenn Gott meinen Weg segnet, wir Alle glücklich sein werden und zufrieden. — Und für Euch, Frau Anna, will ich auch beten, daß Gott Euch gesegnen möge, Alles, was Ihr Gutes thut an meinem Vater und an mir."

„Thue das, mein Kind!" sagte die alte Frau gerührt, „und Gott wird dich auch erhören. Ich habe immer gehört, daß das Gebet der Jungen und Unschuldigen durch die Wolken dringe."

So verließ Angela denn nun zum ersten Male das Haus ihres Vaters und das Dörfchen ihrer Geburt, um in eine ferne, fremde Gegend zu gehen, sie, ein junges Mädchen, ein Kind noch fast, allein mit fremden Menschen; sie, der Alles neu und unbekannt war, was jenseits der Gärten und Wiesen ihrer Heimath lag. Aber sie fühlte keine Bangigkeit, denn sie war unter Gottes Schutz, und sie trug einen so tiefen und bitteren Kummer in ihrem Herzen, daß sie gegen die kleinen, äußern Unannehmlichkeiten, die ihr aufstoßen konnten, beinah völlig gleichgültig war.

Der erste Tag ihrer Reise ging auch ohne einen besondern Zufall für sie vorüber. Die Bauern ihres Dörfchens liebten alle Lindorfs sanftes, freundliches Kind, und behandelten deßhalb das Mädchen mit Achtung und einiger Aufmerksamkeit. Eine Bäurin schenkte ihr, aus ihrem mitgenommenen Vorrathe, einige frühreife Birnen; eine andere ließ sie eine

Strecke auf dem Pferde reiten, dessen sie sich zu ihrem Fortkommen bediente, und ein kleines Mädchen bot ihr ein großes Stück Eierkuchen an. Dennoch wurde es dem armen Mädchen schwer, den Wallfahrtsort zu erreichen. Sie war noch so jung, des Gehens ungewohnt, und noch dazu den ganzen Tag in einer Aufregung gewesen, die meinen jungen Lesern erst dann begreiflich werden wird, wenn sie erfahren, welches der eigentliche Zweck ihrer Reise war.

Beim Einbruche des Abends, tödtlich erschöpft, mit wunden, brennenden Füßen, erreichte sie endlich Marienthal. Dennoch begab sie sich noch in die Kirche, und betete hier lange und eifrig zu Gott, dem allmächtigen und allgütigen Retter aller Bedrängten; und am folgenden Morgen in aller Frühe, kniete sie wieder, in heiße Andacht versunken, vor dem Altare. Dann kehrte sie in das Haus zurück, wo sie eingekehrt war, und bat die Wirthin, ihr den versprochenen Boten mitzugeben; und statt, wie die übrigen Wallfahrer aus ihrem Geburtsdörfchen, heute einen Rasttag zu halten, und sich neue Kräfte für die morgige Reise zu sammeln, trat sie, mit ihren müden, wunden Füßen, einen, drei Stunden langen, beschwerlichen Weg über einen rauhen, steinigen Gebirgspfad an, einen Weg, welchen zu unternehmen nur die aufopferndste, kindliche Liebe ein so zartes und schüchternes Geschöpf bewegen konnte.

VI.

Drei Stunden von Marienthal, in einem stillen, aber anmuthigen Thale, umgeben von alten, wildreichen Bergwäldern, lag das Schloß Costnitz, der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Freiherrn von

Arnstorff. Die schöne, malerische Umgebung, die herrlichen, ausgedehnten Waldungen, die blühenden Gärten und die hohen, hellen, geräumigen Gemächer des Schlosses mußten einen solchen Aufenthalt wohl wünschenswerth machen für einen Mann, der, vermöge einer stillen und sanften Gemüthsart, das Leben in den großen Städten scheute; und deßhalb verging selten ein Sommer, den er nicht auf Costniz zugebracht hätte.

Er war auch jetzt dort, mit seiner Gemahlin und seinem jüngsten Kinde, einem klugen und muntern vierzehnjährigen Mädchen. Seine beiden Söhne, die bedeutend älter als ihre Schwester waren, befanden sich mit ihrem Erzieher auf Reisen, und deßhalb war in diesem Sommer die Zurückgezogenheit des Herrn von Arnstorff noch stiller als gewöhnlich.

Auf der Brücke vor dem Schloßplatze, der durch einen tiefen, wasserreichen Waldbach von dem vorüberführenden rauhen, ausgefahrenen Feldwege getrennt war, stand das junge Fräulein von Arnstorff, und unterhielt sich damit, Blumen und Blätter in das Wasser zu werfen, um sie fortschwimmen zu sehen. Sie hatte sich ein anmuthiges Plätzchen für ihren harmlosen Zeitvertreib ausgewählt; denn der Tag war äußerst schwül, und nirgendwo war es kühler und angenehmer, als hier im Schatten zweier hohen, alten Linden, die mit ihren breiten Aesten die Brücke vor jedem heißen Strahl schirmten. Auch schien das Plätschern des Waldbaches zu ihren Füßen, und das Säuseln des Laubes über ihrem Haupte dem jungen Fräulein weit angenehmer, als die trockne Unterhaltung über die französischen Zeitwörter, die ihr Lehrer eben eine Stunde lang mit ihr gepflogen hatte, obgleich sie im Uebrigen eine ganz fleißige Schülerin war.

S. 114.



Ausführung u. Stich d. Manz' Kunst-Verlag.

Lenzen, Angela.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

In diesem Augenblicke erschienen an einer Krümmung des Feldweges ein Mann und ein Mädchen, und der Erste sagte zu Letzterem: „Da seht Ihr das Schloß; Ihr könnt nun nicht mehr fehlgehen. Ich gehe jetzt zurück in das Jägerhaus, woran wir vorbeigekommen sind; wenn Ihr mit Eurem Geschäfte fertig seid, könnt Ihr mich da abrufen.“ — Mit diesen Worten ging er in den Wald zurück, und das Mädchen schritt allein auf die Brücke zu.

Meine jungen Leser haben gewiß schon errathen, daß es Angela war, und nun kennen sie auch den eigentlichen Zweck ihrer Reise. Sie wollte dem Gutsherrn selbst die Lage ihres Vaters vorstellen, und sie hoffte, daß er dann so menschenfreundlich sein werde, dem Magister Altstädt jede fernere Kränkung des alten Mannes zu untersagen.

Bei dem Geräusche von Angela's Schritten wendete Fräulein Johanna (so hieß Arnstorff's Tochter) ihr munteres Köpfchen um, und war sehr erstaunt, ein fremdes, junges Mädchen in einfacher, aber doch einigermaßen zierlicher Kleidung und mit feinem, einnehmendem Wesen auf sich zukommen zu sehen. Sie blickte die fremde Erscheinung so lange unverwandt an, bis sie nahe vor ihr stand, und fragte dann in freundlichem, aber leisem Tone, denn sie begann sich beinahe zu fürchten vor dem Mädchen, so bleich und traurig sah es aus: „Was wolltest du gerne haben, Mädchen? — Bist du müde? hast du Hunger? — Komm; ich will dir sogleich etwas zu essen geben lassen.“

„Ich danke Ihnen, schönes, junges Fräulein!“ sagte Angela mit ihrer freundlichen Stimme, die so sanft und wohlklingend war, daß Johanna dachte, sie klänge fast so schön wie die Harfe ihrer Mutter: „Ich

danke Ihnen; aber ich bitte, sagen Sie mir, wohnt hier der Herr von Arnstorff?"

„Ja" sagte Johanna: „hier wohnt mein Vater."

„O!" rief Angela: „So sind Sie seine Tochter? — Das ist ein Glück! Ich bitte, führen Sie mich zu ihm."

„Zu meinem Vater?" fragte Johanna verwundert: „Wenn du um Etwas bitten willst, will ich dich zu meiner Mutter führen; sie hat die Sorge für alle Armen in Costniz übernommen."

„Nein, nein!" bat Angela: „Ich muß mit Ihrem Vater sprechen; wenn Sie wünschen, daß ich Ihnen ewig dankbar sein soll, führen Sie mich zu ihm."

„Setze dich denn dort auf die Bank," sagte das Fräulein: „ich will fragen, ob er dich jetzt sprechen kann." Und damit hüpfte sie die hohen, steinernen Stufen hinauf und verschwand in den Gängen des Schlosses.

Johanna trat in den großen Gesellschaftssaal in Costniz, wo ihr Vater sich eben mit ihrem Lehrer unterhielt, und sagte, auf den Freiherrn zueilend: „Draußen ist ein armes Mädchen, Vater, sie sieht sehr bleich und sehr betrübt aus, und sagt, *sie müsse* mit dir sprechen. Und ich wollte dich bitten, sie anzuhören; denn sie sieht gar zu traurig aus, mein Vater."

„So hole sie hierher" sagte der Freiherr freundlich, und setzte dann sein Gespräch mit Johanna's Lehrer wieder fort.

Bald darauf trat das Fräulein mit ihrem jungen Schützling wieder in das Gemach. Die beiden Männer erstaunten. Sie hatten nach Johanna's Beschreibung eine kranke Bettlerin vermuthet; wie anders war diese Erscheinung; wie so verschieden von den Gestalten der armen, verkommenen Müßiggängerinen,

die ihr Leben damit zubringen, sich bettelnd von einem Landhause zum andern zu schleppen, um ihr nutzloses, verfehltes Dasein zu fristen.

Mit Verwunderung und Wohlgefallen blickte der Freiherr auf das junge Mädchen, das in seiner saubern, einfachen Tracht, mit seiner feinen, schlanken Gestalt, dem freundlichen, schüchternen Kindergesichtchen und den runden sanft niederhängenden Händchen, vor ihm stand, ein Bild der Unschuld und Bescheidenheit. Angela schwieg, denn sie erwartete die Anrede des Herrn; und Johanna sagte endlich, neugierig, was die Fremde wohl zu sagen haben möchte: „Das ist das Mädchen, Vater!"

„Du wolltest mich sprechen; was hast du mir zu sagen, mein Kind?" fragte jetzt der Freiherr freundlich.

„Gnädiger Herr!" sagte Angela, ihr Köpfchen erhebend, wodurch ihre sonnigbraunen Locken aus dem Gesichte zurückfielen, und ihre klare, weiße Stirn freiließen, während sie ihre frommen, blauen Augen sanft und bittend auf den Herrn richtete: „Gnädiger Herr, ich bin die Tochter des alten Lindorf, dem Ihr Herr Vater vor dreißig Jahren die Stelle als —"

„Ah, ich weiß, ich weiß!" unterbrach sie der Freiherr: „Du bist das Kind des Schullehrers Lindorf. Aber warum kommst du so weit her zu mir?"

„Gnädiger Herr, ich bin gekommen, weil im Evangelium steht: „„Bittet, so wird Euch gegeben werden!"" erwiederte Angela unbefangen.

„So?" sagte der Freiherr, verwundert über diese Antwort: „Aber mit welcher Bitte hat dich dein Vater denn geschickt?"

„Mein Vater hat mich nicht geschickt, gnädiger Herr! Ich bin aus eigenem Antriebe gekommen."

„Wie, ohne sein Wissen? — Daran hast du sehr Unrecht gethan.“

„Nein, gnädiger Herr; ich habe Recht gehandelt vor Gott und den Menschen.“

Der Freiherr besaß Menschenkenntnisse genug, um einzusehen, daß Angela, wenn sie wirklich etwas Unrechtes und Unpassendes gethan hätte, dies mehr aus Irrthum als aus bösem Willen geschehen sei; deßhalb sagte er: „So erkläre mir denn den eigentlichen Grund deines Hierseins, mein Kind.“

„Das wollte ich eben,“ rief Angela lebhaft, und schilderte dem Freiherrn nun ruhig und wahr die Lage ihres Vaters; seine Leiden, die Härte und Herzlosigkeit seines Hülflehrers, die Drohungen desselben, daß er die Absetzung des alten Mannes bewirken wolle, und die Unmöglichkeit für Lindorf, noch länger in einer so peinlichen Lage auszuharren. Der Freiherr hörte aufmerksam zu; bisweilen runzelte er die Stirn; bisweilen konnte er auch ein Lächeln nicht unterdrücken, und als Angela endlich ihren Bericht schloß, sagte er im Tone herzlichen Wohlwollens:

„Ich habe wirklich vorgestern schon das Gesuch des Magisters Altstädt und des Schulzen um die Absetzung deines Vaters erhalten: und wärest du nicht gekommen, so hätte ich es vielleicht heute oder morgen erfüllt, und deinen Vater mit einem kleinen Gnadengehalte in Ruhe gesetzt. — Nun aber ist das, wie ich wohl sehe, Nichts. — Den alten Mann aus seinem Amte und seinem Häuschen verdrängen, hieße ihn tödten. Gleichwohl kann er nicht mehr allein der Schule vorstehen; dazu ist er zu alt und zu schwach. Wie fangen wir es aber nun an, ihn den Neckereien seines verkehrten Hülflehrers zu entziehen?“

„O, gnädiger Herr, das ist ganz leicht!“ meinte

Angela, und trat dem Freiherrn mit leuchtenden Augen einen Schritt näher.

„Ganz leicht?“ fragte der Baron lächelnd: „Wie wolltest du es denn anfangen, Kind?“

„Ich, gnädiger Herr, an Eurer Stelle, würde ihm drohen mit meinem Zorn und meiner Ungnade, wenn er noch einmal meinen Vater, oder einen andern unschuldigen Menschen beleidigen würde. Solche Drohungen sind keine Sünde. Gott selbst befiehlt den Obern und Vorgesetzten, ihre Untergebenen durch Furcht im Zaume zu halten, wo die Liebe nicht ausreicht; und der Herr selbst sagt zu den Unterthanen: „„Sei allen menschlichen Obrigkeiten unterthänig um Gottes willen; sie sind Diener Gottes zu deinem Besten. Thust du Böses; so fürchte dich; denn sie tragen das Schwert nicht umsonst, sondern um als Diener Gottes das Böse zu bestrafen.““

„Ich sehe wohl ein, daß ich ein Recht habe, dem Meister Altstädt zu drohen, und ihn zu bestrafen“ erwiederte der Freiherr, der sichtlich Gefallen an Angela's offener und kindlicher Weise fand: „Aber ich fürchte, da ich so weit von ihm und deinem Vater entfernt bin, es werden meine Drohungen wenig Einfluß auf den eigensinnigen Menschen haben.“

„Ich wüßte einen Ausweg — wenn Sie mir erlauben wollten, einen Vorschlag zu machen“ — sagte jetzt Johanna's Lehrer, ein feiner junger Mann, der bisher schweigend, aber aufmerksam dem Gespräch zwischen Angela und dem Baron zugehört hatte.

„Sprechen Sie, Reichenbach!“ sagte der Freiherr: „Sie haben mir schon manchen guten Rath ertheilt.“

Der junge Mann verbeugte sich leicht, und erwiederte dann: „Mein Geschäft bei Fräulein Johanna

ist zu Ende; sie wird nach wenig Tagen nach N . . . in das Damenstift gebracht werden. Vielleicht wären Sie geneigt, gnädiger Herr, dem Hülflehrer Altstädt irgend eine andere Stelle zu übertragen, und mir vertrauten Sie dann die Unterstützung des ehrwürdigen, alten Lindorf an."

„Wie, Reichenbach!" rief der Freiherr verwundert aus: „Sie wollten eine Stelle als Hülflehrer eines Dorfschulmeisters annehmen?"

„Warum nicht, gnädiger Herr?" fragte Reichenbach: „Sehen Sie dieses Kind an, mein edler Gönner!" — und er deutete auf Angela — „Ist sie nicht gesund an Körper und Geist? — hat sie nicht ein heiteres und offnes Herz und eine reine, unschuldige Seele? — Und wenn es noch ein Leben gibt, ähnlich dem unsrer ersten Eltern vor dem Sündenfalle, so führt sie es, im kleinen Garten ihres Vaters, unter ihren Blumen und Vögeln, ihren Arbeiten und Gebeten. — Lassen sie mich dies Leben theilen, gnädiger Herr, und der alte Mann und sein frommes Kind sollen keine Sorgen haben, so lange ich bei ihnen *bin*."

„O, gnädiger Herr!" rief Angela, lebhaft vortretend: „erfüllen Sie seine Bitte! Er will so gern zu uns kommen, und wird so glücklich bei uns sein; und wir werden es auch sein. Er wird sanft, wie ein Sohn, gegen meinen Vater sein; und mein Vater wird ihn segnen. Denn sein Mund ist der Mund des Gerechten, und er redet mit reinen Lippen, was weise ist."

Die eigenthümliche Redeweise des Mädchens, ihre Lebhaftigkeit, ihre Unschuld und kindliche Liebe, wirkten mächtig auf den Freiherrn ein. Er war so bewegt, daß er seine Rührung kaum verbergen konnte, und versprach Reichenbachs Bitte unverzüglich zu

erfüllen. Er sollte Angela sogleich zu ihrem Vater begleiten; der Baron wollte ihnen ein Fuhrwerk und seinen alten Kutscher mitgeben, und dieser sollte Altstädt gleich zurück nach Costniz bringen, wo er eine Stelle als Kornschreiber erhalten sollte; denn der Freiherr meinte mit Recht, ein so harter und selbstsüchtiger Mann passe nicht zum Erzieher der Jugend.

Angela erschöpfte sich in rührenden, kindlichen Danksagungen. Sie rief den Segen des Himmels auf das Haupt des Freiherrn und seiner Tochter herab, und dankte immer und immer wieder dem Fräulein, daß sie sie so schnell zu ihrem Vater geführt habe. Johanna aber ruhte nicht, bis Angela ihr zu ihrer Mutter folgte, welche, nachdem sie ihre Geschichte gehört hatte, die gute Tochter freundlich über ihre kindliche Liebe belobte, und sie bei sich in ihren Zimmern behielt, bis sie nach einigen Stunden nach Marienthal zurückkehrte, wo Reichenbach am andern Morgen frühzeitig zu ihr zu treffen versprach, damit sie noch vor Abend bei ihrem Vater eintreffen könnte.

VII.

Der alte Lindorf saß vor seinem Hause im Schatten der breitblätterigen Linde und las; neben ihm beschäftigte sich Frau Anna mit ihrem Nähzeuge, und mußte heimlich lächeln, wenn sie sah, wie der alte Mann jeden Augenblick über sein Buch weg, nach der Gartenthüre blickte, als erwarte er, Jemand eintreten zu sehen. Endlich mußte sie laut auflachen, und sagte: „Wenn Ihr einen Schritt hört, Meister Lindorf, so glaubt Ihr, das Mädchen müsse wieder da sein; aber sie kömmt noch nicht. Marienthal ist

zu weit entfernt; sie können noch in zwei Stunden nicht hier sein."

„Ihr habt mich errathen, Frau Anna!" erwiederte der Greis lächelnd: „Ich weiß so gut, als Ihr, daß Angela noch lange nicht kommen wird; und doch kann ich die Zeit ihrer Ankunft nicht mit Ruhe erwarten."

Er fing wieder an zu lesen und vertiefte sich jetzt so in sein Buch, daß er gar nicht mehr aufsah; selbst dann nicht, als ein Wagen vor seiner Gartenthüre hielt, und ein Mann und ein Mädchen eilig ausstiegen. Was konnte ihn auch ein Wagen kümmern? — Ja, wäre es ein leichter, leiser Schritt gewesen, so hätte es sein Kind sein können; so aber — wie käme Angela in einen Wagen!? —

Frau Anna aber hatte genauer Acht gegeben und plötzlich rief sie: „Herr Gott! Da kömmt ja Angela aus dem Wagen, und ein fremder Herr ist auch dabei!" Und als nun Vater Lindorf schnell von seinem Buche aufsah, war Angela schon mit ihrem Begleiter im Garten, und gleich darauf lag sie an seiner Brust und überhäufte ihn mit Liebkosungen und Freudenbezeugungen, und hatte Alles vergessen, und dachte und sah nur ihren Vater, von dem sie zum ersten Male in ihrem Leben drei lange, lange Tage getrennt gewesen war.

Frau Anna stand stumm daneben, bald auf das frohe Mädchen und den glücklichen Vater blickend, bald an ihrer Schürze zupfend und sich vor dem Fremden verneigend, der sie aber gar nicht sah, sondern immerfort, mit gerührten Blicken das Wiedersehen zwischen Vater und Tochter betrachtete.

Der Greis faßte sich zuerst wieder. Er begrüßte den Fremden freundlich, und fragte sein Kind: „Wer dieser Herr? — Ist er nicht mit dir gekommen?"

„O, ja, ja!“ sagte Angela schnell und erröthend vor Freude: „er ist mit mir gekommen. Es ist der neue Hülflehrer, den Herr von Arnstorff dir schickt, Vater, und er heißt Albert Reichenbach.“

„Der neue Hülflehrer?“ fragte der Vater, aufs Höchste erstaunt: „Altstädt ist ja noch —“

„O, du weißt nicht, mein Väterchen“ unterbrach ihn Angela eifrig: „Altstädt wollte dich wieder quälen, und dich um dein Amt bringen; aber ich bin bei dem gnädigen Herrn gewesen, und habe ihm Alles geklagt. Und Herr von Arnstorff hilft nun allem Uebel ab, und schickt uns diesen guten, jungen Herrn, statt des bösen Altstädt, den er selbst unter seine Aufsicht nehmen will, um ihn zu bessern; und du wirst nun dein Amt behalten, und frei von aller Sorge sein, dein Leben lang.“

„Du, du bist bei dem gnädigen Herrn gewesen?!“ rief der Greis, und sein Erstaunen stieg von Minute zu Minute: „Wie erkläre ich mir das?“ — Wo hast du den Herrn Baron gesehen?“

„Zu Costniz, auf seinem Schlosse“ erwiederte Angela, ihr Köpfchen mit komischer Wichtigkeit erhebend: „Aber kommt, Frau Anna; erst müssen wir Kaffee und Butterbrod bringen für Herrn Reichenbach, und dann will ich dem Vater und Euch Alles erzählen.“

„Nein, nein! Jungfer Lindorf“ sagte Albert, ich will mit dem Kutscher ins Dorf fahren; ich darf Euch durchaus keine Last verursachen. Ihr wißt, ich bin gekommen, Ruhe und Frieden in Euer Haus zu bringen, aber keine Störung.“

Der junge Mann wollte sich entfernen, aber Angela rief bittend aus: „O Vater, laß ihn nicht gehen! Du hast ihm so viel zu danken. Wir hätten

den schlimmen Altstädt noch lange hier behalten können, wenn er nicht gewesen wäre."

„Nein, ich will ihn nicht gehen lassen!" sagte der Greis mit heiterem Lächeln und hielt Albert bei beiden Händen fest: „Seien Sie mir herzlich willkommen, mein junger Freund, denn ich kann nach den Worten meines Kindes nicht mehr zweifeln, daß Sie mir das sind. Setzen Sie sich zu mir. Ich habe schon genug gehört, um zu wissen, daß ich nur Frohes zu erfahren habe. Das Nähere kann ich schon in Geduld abwarten, bis meine Tochter ihre kleinen häuslichen Angelegenheiten besorgt hat; besonders wenn Sie mir bis dahin Gesellschaft leisten wollen."

So wurde denn der Kutscher allein in das Dorf geschickt, wo er einen Brief des Herrn von Arnstorff an Altstädt und den Schulzen abzugeben hatte, und Reichenbach blieb als willkommener Gast bei Lindorf. Bald stand ein Tischchen mit allerlei ländlichen Erfrischungen vor der Thüre unter der Linde, und Angela saß zwischen ihrem Vater und der guten Frau Anna, gegenüber ihrem neuen Hausgenossen, und erzählte lebhaft und freudig von der eigentlichen Veranlassung und dem Zweck ihrer Reise, den selbst Frau Anna nicht gekannt hatte, denn sie glaubte auch, Angela wolle blos nach Marienthal wallfahrten. Dann sprach sie von Fräulein Johanna, von ihrer Freundlichkeit, von der Güte ihrer Eltern, von der Schönheit des Schlosses und von der weiten Entfernung, die sie heute in so kurzer Zeit im Wagen zurückgelegt habe. Der glückliche Vater hörte mit tiefer, inniger Rührung den Worten seines Kindes zu. Er empfand in seinem Herzen, wie schwer der Entschluß, den sie so allein gefaßt und ausgeführt hatte, einem so jungen und unerfahrenen Geschöpfe geworden sein, und welch'

einen Schatz von Liebe und Dankbarkeit gegen ihren Vater sie also in ihrem Inneren hegen mußte. Er legte oft segnend und gerührt die Hand auf ihre braunen Locken, und bald lächelte er, bald standen helle Thränen in seinen Augen.

Frau Anna aber horchte mit offnem Munde und stumm vor Staunen, der Erzählung ihres jungen Lieblings. Sie verwunderte sich über Alles, was sie hörte, und fragte endlich in neugierigem Tone: „Aber, Angela, wie konntest du nur mit einer so vornehmen Herrschaft sprechen?"

„Wie ich mit dem gnädigen Herrn sprechen konnte?" fragte Angela: „Nun, ich sprach ungefähr so, wie es in der Bibel geschrieben steht. Ich dachte, das ist die Sprache, die Gott selbst mit Königen und Propheten geredet hat; das ist die vornehmste, die es geben kann."

„So ist es" sprach Albert Reichenbach ernst: „Sie redete zu dem Herrn mit den Worten und dem Tone der heiligen Schrift."

„Der Herr hat dich geführt auf deinen Wegen" sprach der Greis mit ernster, tiefer Rührung zu seinem Kinde, und legte die Hand segnend auf ihre Stirn: „und er hat seine eigenen Worte in deinen Mund gelegt, um das Herz des Mannes zu erweichen, von dem unser ganzes Glück abhing. So hat er deine treue Kindesliebe gesegnet, und wir wollen ihn dafür preisen, und ihm danken, so lange wir leben auf Erden."

Während dieser freudigen Auftritte in Lindorf's Gärtchen, saßen der Schulze und Altstädt mit langen Gesichtern bei dem Briefe des Barons. Er ertheilte nämlich dem Schulzen die Weisung, sich künftig gar nicht mehr mit dem Schulwesen zu befassen, weil der Freiherr selbst jährlich die Schule besuchen, und sich

persönlich von Allem, was dieselbe beträfe, unterrichten wolle. Der bisherige Hülflehrer Altstädt dagegen wurde höflich, aber in einem Tone, der nicht wohl eine Weigerung zuließ, eingeladen, sich am folgenden Tage mit dem alten Kutscher nach Costniz zu begeben, wo ihm der Herr eine Beschäftigung anzuweisen gedenke, die sich besser für ihn passen werde, als Unterricht geben. Diese Einladung war dem jungen Manne zwar keineswegs willkommen, aber er sah ein, daß er sich ihr werde fügen müssen, wenn er nicht vielleicht die Gunst seines Brodherrn völlig verscherzen wolle; und so entschloß er sich denn, ihr am andern Tage Folge zu leisten.

So waren also alle die schlimmen Pläne, die er und der Schulze gegen den armen, alten Lindorf geschmiedet hatten, vereitelt, und der Eine schob die Schuld davon dem Andern in bitteren Worten zu. Altstädt behauptete, der Schulze habe zu heftig verfahren, und der Schulze sagte, Altstädt habe durch unvorsichtige Plauderhaftigkeit Alles verrathen; und sie zankten und stritten so lange und so heftig über diesen Gegenstand, bis sie endlich als die bittersten Feinde auseinander schieden. — Das ist das gewöhnliche Ende der Verbindungen, die nicht auf Tugend und Hochachtung, sondern auf Selbstsucht und Eigennutz gegründet sind.

VIII.

Nach Altstädts Abreise kehrten wieder Glück und Frieden in die kleine, freundliche Schullehrer-Wohnung ein. Vater Lindorf erholte sich allmählig von seiner Schwäche und Kränklichkeit, und erschien täglich wieder einige Stunden in der Schule, um sein geliebtes Amt

zu verwalten. Er unterrichtete die Kinder im Lesen und in der Religion; die übrigen Fächer, die dem alten Manne schwerer und weniger anziehend erschienen, überließ er seinem neuen Hülflehrer. Dieser ließ sich die Einrichtung, die der alte Mann traf, willig gefallen, und fügte sich überhaupt in Allem den Wünschen und Ansichten desselben. Er behandelte ihn ganz wie ein Sohn den Vater, so ehrerbietig, so nachgiebig, und so aufmerksam; und doch wußte er, ohne daß der alte Lindorf es merkte, allerlei kleine, zweckmäßige Verbesserungen in der Schule und in der Kirche einzuführen; und wo er seine unschuldigen, gutgemeinten Neuerungen nicht anbringen konnte, ohne die vorherige Einwilligung des alten Lehrers, wußte er es klüglich so einzuleiten, daß Lindorf glaubte, von ihm selbst, und nicht von seinem jungen Gehülfen, gingen diese Verbesserungen aus.

Niemand war aber so glücklich als Angela, die das frohe Bewußtsein im Herzen trug, daß sie ihrem Vater einen so heiteren Lebens-Abend bereitet habe. Albert Reichenbach hatte sich ein Stübchen bei Frau Anna gemiethet; aber wenn die Schulstunden zu Ende, und die Arbeiten der Kinder durchgesehen waren, kam er jeden Abend zu Lindorf's, und las dem alten Manne vor, oder er erzählte ihm von seinen Eltern, die schon lange todt waren, von der Güte des Herrn von Arnstorff, der ihn hatte erziehen lassen, und von der Klugheit und Munterkeit des jungen Fräuleins, dessen Lehrer er dann geworden. Und später, als er bekannter geworden war, stopfte er immer Lindorf's Pfeife, die wieder in ihre alten Rechte eingetreten war, und er lehrte den Blutfinken, den Angela geschenkt bekommen, singen; oder er brachte eine schöne Blume mit, die er heimlich für den Vater gezogen

hatte, und bald kam es so weit, daß der glückliche, alte Mann die Stunde kaum mehr erwarten konnte, wenn Albert kam.

Niemand war aber, wie gesagt, so glücklich, als Angela. Sie beeilte immer ihre kleinen Hausgeschäfte, damit sie am Abende ruhig mit ihrem Nähzeuge oder ihrem Rädchen bei den Männern sitzen und ihren Gesprächen zuhören konnte. Sie sprach selten mit; dazu war sie zu bescheiden; aber sie war doch keine ganz stumme Zuhörerin. Ihre hellen, blauen Augen und ihre frischen, rosigen Lippen, die sich fast nie mehr über den kleinen, weißen Zähnen schlossen, denn sie lächelten immer, wie das Glück und die Heiterkeit selbst, nahmen den lebhaftesten und eifrigsten Antheil am Gespräche; denn ihr offnes, blühendes Gesichtchen drückte immer deutlich alle ihre Empfindungen aus.

Als nach Jahresfrist Herr von Arnstorff in das stille, freundliche Dörfchen kam, und die Schule besuchte, und Alles zu seiner Zufriedenheit fand, kam er auch einen Augenblick in Lindorf's freundliches Stübchen. Er sah sich aufmerksam darin um, und die Reinlichkeit und Ordnung des kleinen Raumes schien ihn anzuheimeln, denn er sagte lächelnd: „Man sieht, daß hier das Glück wohnt.“ Dann fragte er Angela: „Nun, wie bist du zufrieden mit dem neuen Gehülfen deines Vaters? — Ist er ein Mann nach seinen und deinen Wünschen?“

Angela nahm, dem vornehmen Herrn gegenüber, wieder ihre Zuflucht zur Sprache der heiligen Schrift, und antwortete mit inniger Bewegung: „Seine Liebe macht mir große Freude und Trost, weil das Herz meines Vaters erquickt worden ist durch ihn, der an uns gehandelt hat, wie ein Sohn und ein Bruder.“

Der Freiherr lächelte, aber in seinem Herzen war er tief gerührt; und Vater Lindorf fügte Angela's Worten ein warmes, herzliches Lob seines jungen Freundes hinzu. Albert lehnte es aber ab. „Ich sollte viel mehr Dankbarkeit empfinden, als Ihr" sagte er: „denn ich war nie so glücklich, als seit dem Tage, an welchem ich zum ersten Male dieses stille, friedliche Haus betrat."

Im zweiten Frühlinge nach Reichenbach's Ankunft kamen eines Abends der alte und der junge Lehrer von einem Spaziergange um das Dorf zurück. Albert machte den Greis, der, auf seinen Arm gestützt, langsamen Schrittes neben ihm her ging, auf eine Lerche aufmerksam, die jubelnd in den heitern Abendhimmel hinaufstieg, auf die grünen Saatfelder und auf den frischen, blumigen Rasen zu ihren Füßen, der, glänzend und funkelnd unter den Tropfen eines leichten Sonnenregens, der eben gefallen war, sich wie ein reicher Sammetteppich vor ihnen ausbreitete.

„Gewiß, gewiß! der Frühling und der Abend sind so schön" sagte Vater Lindorf: „und Sie thun Recht, lieber Albert, sich ihrer mit vollem, offnem Herzen zu freuen; thue selbst ich es doch, der ich ein alter, müder Greis bin. Und dennoch" fuhr er nachdenklich fort: „kann ich nie diesen weichen, glänzenden Rasen betrachten, ohne daß der Gedanke in mir aufsteigt: im künftigen Frühlinge grünt er vielleicht über deinem Grabe!"

„O, lieber Vater Lindorf!" rief Albert fast erschrocken; aber der Greis legte sanft die Hand auf seinen Arm und sprach freundlich weiter: „Und das bringt mich auf eine Bitte, die ich längst an Sie richten wollte, lieber Albert, und deren Erfüllung Sie mir gewiß nicht versagen werden."

„Nein, gewiß nicht, gewiß nicht!“ betheuerte Albert: „wenn es nur irgend in meiner Macht steht, sie zu gewähren.“

„Ich habe früher“ fuhr der alte Mann freundlich fort: „oft mit Schmerz und Sorge an meinen Tod gedacht, um meines Kindes willen: aber jetzt ist diese Sorge viel geringer. Wenn ich todt bin, soll Angela zu Frau Anna ziehen; Sie bleiben hier Lehrer und kommen dann in mein Haus. Versprechen Sie mir, dann meinem Kinde noch ferner ein Freund, ein Bruder zu sein; ihr mit Rath und That an die Hand zu gehen, ihr —“

„O!“ unterbrach ihn hier Albert lebhaft: „Warum soll denn Angela aus ihrem väterlichen Hause vertrieben werden? — Und ich, ich sollte es sein, vor dem sie eigentlich fliehen müßte? — Nein, Vater, so, so darf es nicht kommen. Sie erweisen mir die Ehre, mir die Sorge für Ihr Kind anzuvertrauen; geben Sie mir, lieber Vater, geben Sie mir auch das heilige Recht dazu. Lassen Sie Angela meine liebe, fromme Hausfrau werden, so braucht sie nie das Haus ihrer Kindheit zu verlassen; und sollte Gott Sie wirklich von uns abrufen, was erst spät, spät geschehen möge! so wird sie nie die Sorgfalt und Liebe eines Vaters vermissen.“

„Mein Sohn!“ erwiederte der Greis mit tiefer, inniger Rührung, und drückte mit Thränen in den Augen die Hand des jungen Mannes, der ihm mit liebevoll bittendem Blick in das bewegte Antlitz sah: „Mein Sohn, jetzt ist die letzte Sorge von meinem Herzen genommen, und wenn Angela einwilligt, hoffe ich Euch noch vor meinem Tode als ein frommes und glückliches Pärchen zu sehen.“

Unter diesem Gespräche waren sie in das Gärtchen

gekommen, in welchem Angela eben beschäftigt war, kleine Stäbe auf die Nelkenbeete zu stecken. „Angela!" rief der glückliche Vater, der die Freude seines Herzens nicht ohne Mittheilung zu ertragen vermochte: „Angela! höre welchen Vorschlag mir Albert so eben gemacht hat. Du sollst seine liebe Frau werden, damit du einen Beschützer und Berather hast, wenn ich nicht mehr bei dir bin, und damit du nie dein väterliches Haus zu verlassen brauchst. — Was sagst du, mein Kind? — Willigst du ein? — Soll Albert mein Sohn werden durch dich, mein liebes, einziges Kind?"

Angela blickte mit feuchten, glänzenden Blicken zuerst die beiden Männer an, und dann zu dem leuchtenden Frühlingshimmel empor; sie faltete, zitternd vor Freude und Rührung, ihre Hände, und sagte in ihrer frommen, einfachen Weise: „Gott ist sehr gut gegen mich! Er gibt mir über Bitten und Verstehen; und mein ganzes Leben soll sein nur Ein Tag der Liebe und des Dankes für seine unaussprechliche Güte."

„O, Angela!" rief Albert, bewegt ihre Hand ergreifend: „Du bist so gut! wir werden sehr, sehr glücklich sein."

Und der Greis segnete seine frommen Kinder mit einem überströmenden Herzen voll Liebe, Dank und Freude.

IX.

Im August desselben Jahres war früh an einem hellen, heitern Morgen in Vater Lindorf's Hause ein frohes Regen und Treiben. Alle Fußböden und Tische waren blank gescheuert, die Stühle und Schränke neu gebohnt, die Fenster blinkten, und alles Zinn und Kupfer in der Küche gleißte und glänzte, als

wäre es erst gestern neu gekauft worden. Am Herde stand eine Köchin aus der Stadt zwischen vielen Töpfen und Tiegeln, und eine junge Bauernmagd leistete ihr hülfreiche Hand; denn es sollte hier eine große Mahlzeit bereitet werden. Vater Lindorf trippelte in Stube, Küche und Schlafkammer umher, um zu sehen, ob auch Alles fein säuberlich in Ordnung sei; und hier verschob er noch einen Stuhl; dort stäubte er ein Buch ab, und in jener Ecke rückte er den Schrank zurecht. Ueberall aber nahm er sich sehr in Acht, daß er an sich selbst Nichts zerknitterte und beschmutzte; denn er hatte seine allerbesten Kleider an, weil es ein Ehrentag für ihn und sein Haus war.

Sie aber, die sonst die Seele dieses Hauses war, die mit ihrem freundlichen Antlitze und ihren fleißigen Händen immer Alles ordnete und leitete, sie war heute nirgends zu erblicken. Sie saß droben in ihrem kleinen, hübschen Schlafkämmerchen, in dessen offnes Fenster die Zweige der duftigen Linde hereinnickten, und all' das Wesen und Treiben unten im Hause, das doch eigentlich allein um ihretwillen Statt hatte, schien sie sehr wenig zu kümmern. Sie saß vor dem kleinen handbreiten Spiegel, sie, die doch sonst so fern von aller Eitelkeit war, und beschaute lächelnd ihr eigenes Gesichtchen, obgleich eine Thräne an ihren langen, dunkeln Wimpern hing. Aber heut', zum ersten Male in ihrem Leben, hatte sie den Wunsch, auch durch ihr Aeußeres zu gefallen, wenn gleich sie ernstlich bedachte, daß dieses nur Nebensache, und ein reines, frommes Herz der Hauptschmuck einer Braut sein solle.

Aber Angela freute sich immer mit kindlichem Herzen alles Guten und Schönen, was Gott ihr gab. Und deßhalb hatte sie auch heute ihre unschul-

dige Lust an dem schönen, seidenen Kleide, das Albert ihr geschenkt hatte, das so blau war, wie ihre sanften, hellen Augen, und das so allerliebst zu ihren braunen Locken stand. Deßhalb schaute sie auch so eifrig und aufmerksam in den Spiegel, als Frau Anna, die ihr beim Ankleiden half, ihr jetzt den grünen Kranz in das weiche Haar flocht, und deßhalb hörte sie auch gern den mütterlichen Schmeicheleien zu, womit die gute Alte ihre frischen, rothen Wangen und ihren schönen Anzug pries.

Jetzt hüpfte ein leichter Schritt die kleine Treppe herauf, die Thüre öffnete sich, und Fräulein Johanna, die vor acht Tagen mit ihren Eltern angekommen war, um einige Wochen mit ihnen auf ihrem hübschen Landhause, das nur ein Viertelstündchen vom Dorfe entfernt lag, zu verweilen, trat in das Kämmerchen. „Bist du fertig, Angela?“ fragte das Fräulein: „Meine Eltern und Herr Reichenbach sind schon unten, um dich zur Kirche abzuholen. Aber warte; es fehlt noch etwas an deinem Brautschmucke; meine Mutter schickt es dir.“ Und mit diesen Worten schlang das junge Fräulein ein schmales Sammetband, an dem ein goldenes Kreuzchen hing, um den weißen Hals der holden Braut und küßte leicht ihre helle, heitere Stirn.

Angela dankte weniger mit Worten, als mit Blicken, und folgte, nachdem sie sich noch zuvor Frau Anna's mütterlichen Segen erbeten hatte, dem Fräulein in die untere Stube. Hier fand sie ihren Vater, ihren Verlobten und die Eltern des Fräuleins, die sie alle voll Rührung und Liebe begrüßten, und sie dann mit heiterem Ernst auf ihrem Wege zur Kirche begleiteten.

Am Altare hatte Angela ihren Kranz, ihr schönes

Kleid und ihr goldenes Kreuzchen vergessen. Sie dachte nur an die heilige, erhabene Feier, die hier begangen werden sollte, und an die großen und ernsten Pflichten, die sie übernehme. Und als Albert in das sanfte Antlitz seiner Braut blickte, das leise erblaßt war in frommer, tiefer Rührung, und das sich unter den schimmernden Thränen, die das bewegte Herz dem Auge entpreßte, sanft neigte, wie eine Rose unter dem Gewitterregen, da gelobte er heilig sich in seinem Herzen, daß dies fromme Antlitz nie erblassen solle aus Schmerz über ihn, und daß er diesen milden Augen keine andern Thränen entlocken wolle, als Freudenthränen.

Als nach einer Stunde der glückliche Brautvater bei Tische saß zwischen dem Geistlichen und der Frau von Arnstorff, und sein Kind gegenüber sitzen sah zwischen dem Freiherrn und Albert; und als er an demselben Tische erblickte das junge Fräulein, das so schön, so vornehm und doch so freundlich, und den alten Küster, der schon sein Schulkamerad gewesen, und immer sein guter Freund geblieben war, da dachte er, daß doch Alles nicht so schön gekommen wäre, wenn er vorher nicht so sehr unglücklich geworden sei, durch den Schulzen und durch Altstädt, und daß Gott in seiner Liebe und Weisheit Alles, selbst das Böse, zum Guten lenke. Er sprach diesen Gedanken aus, und Alle stimmten ihm aus vollem Herzen darin bei; der Freiherr aber fragte: „Wie geht es dem Schulzen, Meister Lindorf? Ich habe bisher immer vergessen mich danach zu erkundigen."

„Gott hat ihn in diesen letzten Jahren sehr heimgesucht durch Hagel, Mißwachs, Krankheit und andere Unglücksfälle;" erwiederte Lindorf: „aber ich glaube, er hat Ursache, dem Herrn dafür dankbar zu

sein; denn diese Unfälle bessern seinen harten Sinn. Er ist wenigstens schon viel freundlicher und umgänglicher geworden, als er es früher jemals war."

„Und Ihr fragt nicht nach Altstädt, der Euch früher so gequält hat," sagte der Freiherr: „Möchtet Ihr nicht einmal von ihm hören?"

„Wenn es etwas Gutes ist, gern!" erwiederte der Greis: „Ich hoffe, Gott hat ihn auch zur Erkenntniß seiner Fehler gebracht."

„In strenge Zucht wenigstens hat er ihn genommen" sagte Herr von Arnstorff ernst: „Ihr habt gewiß schon früher bemerkt, daß Habsucht und Eigennutz seine Hauptfehler waren. Er hat sich dadurch verleiten lassen, mir eine große Summe zu veruntreuen, und den Verdacht dieses Verbrechens auf einen meiner alten, treuen Diener zu lenken. Aber seine eigene Schuld kam bald genug an den Tag, und ich hielt es demgemäß für meine Pflicht, ihn dem Gerichte zu überliefern, das ihn nun zu einer fünfjährigen Gefängnißstrafe, einer zwar harten, aber wohlverdienten Züchtigung, verurtheilt hat."

Angela hatte aufmerksam zugehört, und als der Freiherr schwieg, sagte sie in ernstem feierlichem Tone: „Wir, die er verderben wollte, leben in Ehre und Frieden, und über sein Haupt sind die Fluten des Unglücks und der Schande zusammengeschlagen. — Der Herr übt Macht mit seinem Arm, und er zerstreut, die hoffärtigen Herzens sind; die Hungrigen aber erfüllt er mit Gütern, und er hat Großes auch an uns gethan."

Bayerische Staatsbibliothek München

Im Verlage v. G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek für die reifere christliche Jugend. 1r Bd. Auch u. d. Titel: de Marlès, **Geschichte der Maria Stuart,** Königin von Schottland. Aus dem Französ. 2te verb. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

— dasselbe. 2r Bd. A. u. d. Titel: J. J. F. Roy, **Geschichte der Johanna von Arc,** genannt d. Jungfrau v. Orleans. Aus dem Französ. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

— dasselbe. 3r Bd. Auch u. d. Titel: Lemercier, **die letzten Tage von Pompeji.** Aus d. Französ. von R. della Torre. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

— dasselbe. 4r Bd. Auch u. d. Titel: Lemercier, **Sephora, die jüdische Jungfrau** oder Rom und Jerusalem. A. d. Franz. v. R. della Torre. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

— dasselbe. 5r Bd. Auch u. d. Titel: **Maria,** oder der Engel auf der Erde. Aus d. Französ. der Fanny de V... von R. della Torre. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

— dasselbe. 6r Bd. Auch u. d. Titel: **Fenelon, Erzbischof von Cambrai.** (Nach Cardinal Beaussets.) Aus d. Franz. von R. della Torre. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

— dasselbe. 7r Bd. Auch u. d. Titel: **Ernestine,** oder der Reiz der Tugend. — Nelly, die junge Künstlerin. — Karoline, und Julchen, die beiden Waisen. — Drei Erzählungen nach dem Französ. von R. della Torre. Mit 1 Stahlstich. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

— dasselbe. 8r Bd. Auch u. d. Titel: **Ferdinand Cortez,** od. die Eroberung von Mexico. Nach dem Französ. des H. Lebrun v. R. della Torre. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

— dasselbe. 9r Bd. Auch u. d. Titel: **Geschichte der Kreuzzüge.** Nach dem Französ. des F. Valentin von R. della Torre. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

— dasselbe. 10r Bd. Auch u. d. Titel: Die **Waise aus Moskau,** oder die jugendliche Erzieherin. Eine Erzählung aus den Zeiten des letzten französischen Krieges. Nach d. Franz. v. R. della Torre. Mit 1 Stahlst. 8. 48 kr. od. 15 sgr.

— dasselbe. 11r — 14r Bd. Auch u. d. Titel: J. Mislin, **die heil. Stätten.** Pilgerreise nach Jerusalem durch Oesterreich, Ungarn, Slavonien, die Donaufürstenthümer, über Constantinopel, den Archipel, den Libanon, Syrien, Alexandrien, Malta, Sizilien und Marseille. Aus dem Französ. 4 Thle. Mit 1 Stahlstich. 8. 4 fl. 48 kr. od. 3 Thlr.

Bibliothek für die reifere christliche Jugend. 15r Bd. Auch u. d. Titel: **Welt und Kloster.** Novelle von Agnes M. Stewart. Nach dem Engl. bearbeitet von Emma Heinrich. Mit 1 Stahlst. 8. 48 kr. od. 15 sgr.

— dasselbe. 16r Bd. Auch u. d. Titel: **Odo,** der Sohn der armen Wittwe. Eine Erzählung aus dem Leben Karl des Großen. Nach d. Französ. v. J. Vorscht. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 18 sgr.

— dasselbe. 17r Bd. Auch u. d. Titel: **Ferreol,** oder Sieg der Religion über die Leidenschaft. Eine Geschichte aus der französischen Revolution. Von Th. Menard. Aus dem Französ. übers. von einem Pfarrer in der Diözese Trier. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od 19 1/2 sgr.

— dasselbe. 18r Bd. Auch u. d. Titel: **Anna** oder kindliche Liebe. Nach dem Französ. von J. Vorscht. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 19 1/2 sgr.

— dasselbe. 19r Bd. Auch u. d. Titel: **Die barmherzige Schwester.** Nach d. Engl. von Abbé J. A. St(elzig). — 2te verb. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 54 kr. od. 18 sgr.

— dasselbe. 20r Bd. Auch u. d. Titel: H. J. C. van Nouhuys, der **Waffenschmid** und sein Sohn. Aus dem Holländischen übersetzt von C. R(eigers). Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 19 1/2 sgr.

— dasselbe. 21r Bd. Auch u. d. Titel: **Christoph Columbus,** oder: Die Entdeckung von Amerika. Nach dem Französ. der Celliez v. J. Vorscht. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. od. 19 1/2 sgr.

— dasselbe. 22r Bd. M. Wechs, der **Sohn** des **Republicaners.** Eine Erzähl. für die Jugend. Mit 1 Stahlst. 8. 54 kr. od. 18 sgr.

Meier, J. A., **Claudia,** oder das wiedergefundene Glück. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 1 Titelkupf. 8. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.

— — neue **Fabeln** für die Jugend und Jugendfreunde. 8. geh. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.

— — der **Glockenbube.** Eine Erzählung für die Jugend. 12. 10 kr. od. 3 3/4 sgr.

— — der **Jahrmarkt.** Eine Erzählung für die Jugend. 12. 9 kr. od. 2 1/2 sgr.

— — **Jüdchen Levi.** Eine Erzählung für die Jugend. 12. 15 kr. od. 5 sgr.

— — der **Thürmer von Pillmut.** Eine Erzählung für die Jugend. 16. geh. 12 kr. od. 3 3/4 sgr.

Ferner sind im Verlage von G. J. Manz in Regensburg folgende Schriften von

„J. A. Stelzig"

erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus der Fremde in die Heimath. Jugendgeschichte einer amerik. Waise. 3te, verb. Aufl. 8. 48 kr. od. 15 sgr.

Bild und **Wort.** Erzählungen zur Belehrung und Unterhaltung. 8. 54 kr. od. 18 sgr.

Bilder vom **Leben** und **Sterben,** aus verschiedenen Sprachen. 3te, verb. Aufl. 8. 40 kr. od. 12½ sgr.

Führungen zur Wahrheit. Erlebnisse auf dem Wege zur Bekehrung; nach wirklichen Thatsachen erzählt. 3te, verb. Originalaufl. 8. 48 kr. od. 15 sgr.

Der **Gränzbauer** und der **Kohlen-Toni** in **Amerika.** Ein Bild aus dem Leben der Auswanderer für Solche, welche noch daheim sind. 8. 1 fl. 21 kr. od. 25½ sgr.

Die **barmherzige Schwester.** Nach d. Engl. 2te, verb. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 54 kr. od. 18 sgr.

Stadt- u. **Dorfgeschichten.** 2te Aufl. 8. 48 kr. od. 15 sgr.

Der **Student.** Ein Zeitgemälde. 3te, durchgesehene und verb. Aufl. 8. 54 kr. od. 17½ sgr.

Der **Trunkenbold.** Ein Bild aus dem Leben für das liebe Volk in Rahmen gefaßt. 2te, verb. Aufl. 8. 36 kr. od. 11¼ sgr.

Der **Zeiselmatz** von **Oberndorf,** oder: So kommt man von Stroh auf die Federn. Eine Geschichte für das liebe Landvolk. 8. 1 fl. 12 kr. od. 22½ sgr.

Price's, E., **Versehgänge** aus dem **Tagebuche** eines **Missionärs.** Nach der New-Yorker Originalaufl. übers. v. J. A. Stelzig. 8. 54 kr. od. 18 sgr.

Der Verf. hat sich durch seine Leistungen, besonders im Erzählungsfache einen bedeutenden Namen erworben, so daß diese neuesten Gaben ebenso willkommene Aufnahme finden werden, wie die frühern, die sich durch Reiz und Mannigfaltigkeit der Darstellung vortheilhaft auszeichnen. Mit Recht können „Stelzig's Schriften" unter die besten Unterhaltungs- und Belehrungsschriften gerechnet werden.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Volks- und Jugendbibliothek.

I. Reihe.

1. **Hahn**, Fr. X., drei **Schulkameraden**. Ein Lebensgemälde für die Jugend. Mit 4 Stahlst. 16 cart. 24 kr. od. $7\frac{1}{2}$ sgr.
2. — — **Fuchs** u. **Lamm**. Eine Erzähl. für Jung u. Alt. Mit 4 Stahlst. 16. cart. 24 kr. od. $7\frac{1}{2}$ sgr.
3. — — das **Testament**, oder Schicksale eines Findlings. Eine Erzählung. Mit 4 Stahlstichen. 16. cart. 24 kr. od. $7\frac{1}{2}$ sgr.
4. **Lenzen, M., Marcell**, der brave Sohn. **Angela**, die brave Tochter. Zwei Erzähl. für die Jugend. 2te Aufl. Mit 4 Stahlst. 16. cart. 24 kr. od. $7\frac{1}{2}$ sgr.

Von dieser „neuen Volks- und Jugendbibliothek“ erscheinen nach und nach mehrere Reihen, jede bestehend aus fünf Bändchen, wovon eines, geziert mit vier Stahlstichen, 24 kr. südd. Währung od. $7\frac{1}{2}$ sgr. kostet.

Anzeige.

Unter dem Titel: Erzählungen für Volk und Jugend von W. Herchenbach ist eine Reihenfolge von Jugendschriften (gewidmet S. H. dem Fürsten Karl Anton zu Hohenzollern-Sigmaringen und dessen Gemahlin) erschienen, welche in sich alle Eigenschaften vereinigen, um sie zu den gehaltvollsten zu zählen. Jedem Bändchen sind neben schöner Ausstattung in Druck u. Papier vier Stahlstiche beigegeben, der Preis von 30 kr. od. 10 sgr. äußerst billig. — Die Reihenfolge enthält:

Ein Weißer unter den Wilden Afrika's. — Bruno und Lucy, oder: Die Wege des Herrn sind wunderbar. — Der Millionär und der Straßenkehrer. — Der Besuch vom Missisippi. — Nach Amerika. Henry Risby von Thornground. 2 Erzähl. — Die Emigranten. — Der Wahnsinnige, oder: Die Aufopferung einer Mutter und Gattin. — Zehn Jahre im ewigen Eise. — Wie Einer Lehrer geworden. — Edward Anderson, der Seeräuber. — Ravensrock und Harden. Eine schottische Rittergeschichte. — Die Pest in Breslau.

Verlag von G. J. Manz.

BAYER SCHWERSTBESCHÄDIGT
ARBEITSFÜRSORGE E.V.
MÜNCHEN 23
LEOPOLDSTR. 155 · Tel. 39

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ten Brink, Maria,

Marcell, der brave Sohn

Regensburg 1861

Paed.pr. 3869-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761409-0